

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte = Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della Società svizzera di preistoria

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte

Band: 49 (1962)

Buchbesprechung: Anzeigen und Buchbesprechungen = Avis et comptes rendus = Avvisi e recensioni

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A. ALLGEMEINES
GÉNÉRALITÉS – GENERALIA

Aus der Schatzkammer des antiken Trier. Neue Forschungen und Ausgrabungen.

Zweite, veränderte und erweiterte Auflage. Hrsg. vom Rheinischen Landesmuseum Trier. Paulinus-Verlag Trier 1959. 171 S., zahlreiche Textabb., 27 Tafeln. Kart. DM 25.–, Leinen DM 28.–.

Wolfgang Dehn, *Bronzeschmuck der Urnenfelderzeit aus einem Brandgrab bei Ernzen* (S. 9–25). Der Verfasser nimmt das aufschlußreiche Fundinventar zum Ausgangspunkt einiger Beitrachtungen, welche die Kulturbeziehungen der gesamten und insbesondere der älteren süddeutschen Urnenfelderkultur betreffen. An Hand der Bronzen von Ernzen beleuchtet er die Verbindung von einheimisch-süddeutschen mit donauländischen Elementen, die nach seiner Auffassung die Eigenart der spezifisch rheinischen Urnenfelderkultur bestimmte. – Wilhelm Reusch berichtet über eine *Rippenschale aus buntem Glas von Nabbollenbach* (S. 27–33), die 1953 in einem frührömischen Brandgrab zum Vorschein gekommen ist. Ausgehend von dieser dreifarbigem Schale, die zur Gruppe der marmorierten Buntgläser, der sogenannten Murrinen, gehört, beschäftigt sich der Verfasser mit ihrer typologischen und zeitlichen Einordnung und dem Vorkommen ähnlicher Funde. Reusch neigt zur Annahme, daß die bunten Rippengläser der besprochenen Form auf der alten Handelsstraße des Rhonetals in das Trierer Gebiet gekommen seien. – Hans Eiden, *Diatretglas aus einer spät-römischen Begräbnisstätte in Niederemmel an der Mosel* (S. 34–49) liefert ebenfalls einen wertvollen Beitrag zur römischen Glasmalerei. Das ausführlich behandelte Netzglas, eine «*vasa diatreta*», gehört zu den besterhaltenen Exemplaren dieser vollendeten Gattung der antiken Glasmacherkunst. Das Niederemmeler Diatret ordnet sich der bisher angenommenen Datierung (Ende 3. bzw. Anfang 4. Jh. n. Chr.) mühelig ein. – Andreas Alföldis kurze Studie, *Der große römische Kameo der Trierer Stadtbibliothek* (S. 50–53), gilt dem schon mehrfach besprochenen Sardonyx-Kameo auf dem Deckel der Ada-Handschrift. Alföldi setzt die ursprüngliche Fassung mit den Adlern, wie schon A. Furtwängler vorgeschlagen hat, in claudische Zeit. Für die in das 4. Jh. zu datierende Umarbeitung mit der Darstellung des Kaisers Constantin mit Helena, Constans, Constantinus II und Constantius II macht der Verfasser erstmals auf die bisher nicht beachteten Reste eines ursprünglichen Lichtsymbols (Sternschmuck auf Kopf) aufmerksam, das für das 4. Jh. nachweisbar ist. – Wichtig für die antike Religionsgeschichte ist der Aufsatz von Hans Eiden über ein *Spätromisches Figurenmosaik am Kornmarkt in Trier* (S. 54–73). Das in die zweite Hälfte des 4. Jh. n. Chr. gehörende Mosaik enthält im Hauptbild die Darstellung der Drillingsgeburt der Dioskuren und der Helena. In einem zweiten Hauptbild steht

wiederum ein Ei im Mittelpunkt einer noch nicht restlos geklärten Szene. Der Inhalt der kreisrunden und spitzovalen Medaillons weist auf Zeremonien eines Kultmahles hin; infolgedessen dürfte der Raum einem spätantiken Mysterienkult gedient haben. – Über *Das Fortleben römischer Städte an Rhein und Donau im frühen Mittelalter* (S. 74–84) gibt Harald von Petrikovits einen skizzenhaften Überblick. Er versucht dabei zu zeigen, daß die römischen Städte des 4. Jh. im Grenzstreifen an Rhein und Donau durch das frühe Mittelalter nicht als echte Städte fortbestanden haben, daß sie aber auch nicht ganz von der Bevölkerung verlassen wurden. Ein vorstadttartiges Leben einer unteren, nicht gering anzuschenden Bevölkerungsschicht erhielt sich in diesen Städten durch staatliche und kirchliche Faktoren einerseits und durch den Handelsverkehr auf Rhein, Donau und deren Nebenflüssen anderseits. Dieser Bevölkerungsschicht ist, nach Auffassung des Verfassers, die Weitergabe des Kulturgutes vom Altertum an das Mittelalter vor allem zu verdanken. Das Erbe übernahm dann die Stadt des 10. Jh. – Kurt Böhners Arbeit, *Die Frage der Kontinuität zwischen Altertum und Mittelalter im Spiegel der fränkischen Funde des Rheinlandes* (S. 85–109) bietet eine anregende Analyse des archäologischen und historischen Befundes. Entscheidend sind für ihn die Fragen, welche spätromischen Lebensformen nach dem Ende der politischen Herrschaft Roms im Rheinlande noch lebenswichtig und lebenskräftig genug waren, um weiterbestehen zu können, welche Veränderungen sie erlitten haben und welche Stärke und Möglichkeit des Fortwirkens ihnen beschieden waren. Böhners Untersuchung erstreckt sich auf den weltlichen und religiösen Bereich; sie erbringt für das Rheinland den Nachweis vielgestaltiger Wechselwirkungen zwischen Galloromanen und Franken. – Weitere Aufsätze: Eugen Ewig, Kaiserliche und apostolische Tradition im mittelalterlichen Trier (S. 110–146); Hans Eichler und Erich Gose, Ein goldener Münzpokal vom Jahre 1732 (S. 147–171).
Basel

Rudolf Degen

Stadt kernforschung in Leipzig. Die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof.

Teil I. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr. 4, hrg. vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig. Johann Ambrosius Barth Verlag, Leipzig 1960. 112 S., 18 Tafeln, 2 Karten, 40 Abb. im Text. DM 25.40.

Der Wiederaufbau und die Umgestaltung vom Krieg her zerstörter Städte hat in Deutschland der sogenannten Stadt kernforschung großen Aufschwung verschafft. Friedrich Behn legt hier das erste Heft der Berichte über die Grabungen im Matthäikirchhof auf dem alten Hochufer im Winkel zwischen Elster und Parthe in Leipzig vor, die in der für diesen Forschungszweig unumgänglichen Zusammenarbeit von Fachleuten der Vor- und Kunstgeschichte und der mittelalterlichen Geschichte in den Jahren 1950–1956 durchgeführt wurden.

Nach einem einleitenden Kapitel über Leipzigs Landschaft und Lage von *P. Platen* berichten *H. Küas* und *L. Langhammer* über den Grabungsvorgang, in dessen Verlauf die Ausgräber von kirchenbaugeschichtlichen Problemen des 13. Jahrhunderts über Fragen früher deutscher Burgen und Wälle bis zum Inhalt bandkeramischer Gruben zurückgeführt wurden. – *H. Hanitzsch* und *G. Mildenberger* behandeln die vorgeschichtliche Besiedlung im Bereich des Matthäikirchhofes. Die zahlreichen Scherben der Bandkeramik gehören durchwegs in die ältere Stufe der Linienbandkeramik, was von besonderer Bedeutung ist, da die Untergruppen der Bandkeramik infolge der wiederholten Belegung vieler anderer bandkeramischer Plätze verhältnismäßig selten unvermischt auftreten. Es ist dies ein Argument gegen die Auffassung, daß die Stufen der Bandkeramik weitgehend gleichzeitig laufen. Ergebnisse für die Siedlungsform zeigte die Leipziger Grabung leider nicht. Die nicht sehr reich vertretene Siedlungsgeramik der Trichterbecherkultur zeigt Beziehungen zur Baalberger- und Salzmündergruppe. Gut belegt ist die bronzezeitliche Siedlungsware der späteren Lausitzerkultur. Während das Inventar der Spätlatèneramik eine Belegung des Geländes durch Elbgermanen sicherstellt, muß es offen bleiben, ob die wenigen römischen Scherben als Zeugnis einer festen Besiedlung zu werten sind. Wie die Aufzählung zeigt und wie die Verfasser in einer Tabelle veranschaulichen, besteht im untersuchten Areal keine Siedlungskontinuität, sondern zwischen den einzelnen Siedlungsphasen klaffen Lücken von mehreren hundert Jahren. – *L. Langhammer* legt in einem Vorbericht eine Auswahl der – bencidenswerterweise – in fünf übereinanderliegenden Siedlungsstraten erfaßten slawischen und frühdeutschen Keramik des 9.–12. Jahrhunderts vor und macht sie für die mittelalterliche Chronologie des Geländes nutzbar. – Im letzten Kapitel wird von naturwissenschaftlicher Seite (*H. Domschke* und *G. Wolff*) nachgewiesen, daß die intensive Schwarzfärbung der slawischen Kulturschicht von einer homogenen Durchsetzung der Schicht mit meist mikroskopischen Holzkohlenresten herrührt. Ob sich daraus Schlüsse auf eine bestimmte Siedlungsform der Slawen ziehen lassen, wird den Prähistorikern als Frage vorgelegt.

Basel

Ludwig Berger

Paul-Marie Duval, Paris antique – Des origines au IIIe siècle.

Edition Hermann, Paris 1961. 370 p. 152 ill. 1 dépliant

L'histoire des origines de Paris intéresse celle de tout l'Occident. Si les *Parisii* n'étaient pas venus s'installer dans ce site, ils n'auraient pas chassé devant eux d'autres peuplades celtes; par exemple, les Séquanes ne seraient pas venus s'établir le long du Jura et peut-être sur le versant helvétique de cette chaîne de montagnes. La destinée de Paris est telle, que, presque de ses origines jusqu'à aujourd'hui, cette ville a joué son rôle dans la civilisation occidentale, un rôle certainement aussi important que ceux d'Athènes et de Rome, à bien des égards. Cette histoire est inscrite dans le sol de la ville. Elle en sort lentement grâce aux découvertes archéologiques, trouvailles fortuites ou effet de recherches méthodiques. Ces recherches sont rendues difficiles, puisque la capitale de la France a recouvert le site de ses origines de constructions hautes et denses.

Le lieu de Lutèce est aujourd'hui dissimulé dans les fondations de Paris. S'aperçoit-on encore du confluent de la Marne et de la Seine où, sans doute, les premiers bateliers attachèrent leurs embarcations? Sur les origines de cette importante ville, il n'existe jusqu'ici aucun ouvrage de synthèse groupant les documents provenant de l'époque néolithique et des périodes ultérieures jusqu'au haut empire romain. Il fallait recourir à

une série d'ouvrages importants mais tous fragmentaires. Certains travaux étaient anciens et dépassés. La bibliographie complète de l'histoire de Paris antique ne comprend pas moins de 960 travaux sans parler des articles disséminés dans une quinzaine de revues et de procès-verbaux de sociétés savantes, de sorte que toute recherche était sujette à caution.

M. Paul-Marie Duval vient de nous donner un ouvrage de synthèse complet sur les origines parisiennes. M. Duval est membre de l'Ecole française de Rome; il a dirigé des chantiers de fouilles en Afrique du Nord, puis en Provence. Il s'est occupé, pendant dix ans, de fouilles dans les parages du musée de Cluny. Il a procédé à des recherches dans les collections de la ville de Paris, et au Musée de St-Germain. En 1946, il devint le successeur d'Albert Grenier à la seule chaire parisienne où l'on enseigne les antiquités nationales de la France (à l'Ecole pratique des Hautes Etudes). Il dirige la revue *Gallia*, dont on connaît les mérites. L'ouvrage de M. Duval est conçu méthodiquement. Il résume et analyse le millier de travaux dont j'ai parlé plus haut. Il révèle les découvertes les plus récentes, les moins connues. Il est abondamment illustré. Les croquis en sont simples et très lisibles. C'est un modèle du genre. Il comble une lacune considérable. Autant il était facile de connaître le premier passé d'Athènes ou celui de Rome, autant il était difficile de connaître celui de Paris, jusqu'ici. En lisant M. Duval, on découvre Lutèce et sa prospérité à l'époque de l'indépendance gauloise, période de haute conjoncture, attestée par d'admirables monnaies d'or. Le rôle héroïque de Lutèce dans la guerre des Gaules est fort bien décrit. On voit ensuite l'extension de la ville durant la *Pax Romana*, extension qui se fit, surtout, sur la rive gauche de la Seine. Cette période est suivie de celle du retour dans les îles, aux premières invasions. Les divers quartiers sont décrits; les monuments sont reconstitués; les nécropoles sont situées; le réseau routier est retracé. Toute la société de cette époque, avec son art et sa religion, nous est décrit d'une manière précise et scientifique, mais sans aridité.

Il faut le reconnaître, ce livre offre un tableau complet de ce que fut Lutèce avant de devenir Paris. L'évocation de cette belle ville païenne est dépouvue de toute fantaisie. La fusion gallo-romaine progressive, constatée ailleurs, s'y manifeste également. Enfin, on voit comment l'urbanisme romain s'adapta aux usages gaulois. De très nombreuses notes et références accompagnent le texte; elles permettent de contrôler ou de connaître mieux tel ou tel détail qui peut intéresser le lecteur. Elles n'empêchent pas le texte, si dense soit-il, d'être aéré. Je ne peux m'empêcher non plus d'admirer comment l'éditeur et l'imprimeur ont su mettre en valeur les croquis et surtout les photographies auxquelles on a su conserver leur valeur artistique.

Ce magnifique ouvrage intéressera nos membres. Il n'est pas limité aux dimensions actuelles de Paris, à ses vingt arrondissements; il étend son texte à toute la zone périphérique qui appartient à l'histoire de Paris, soit aux limites présumées de la Civitas (qui sont aussi celles du diocèse médiéval). N'oublions pas que les Séquanes qui vinrent s'établir le long du Jura ont passé un certain temps dans la région parisienne; ils en furent chassés lors des invasions gauloises dites «belges». Un certain lien existe donc entre la protohistoire lutécienne et la nôtre.

Nyon

Edgar Pelichet

Luigi Bernabò Brea, Museen und Kunstdenkmäler in Sizilien.

Band 11 der «Galerien und Kunstdenkmäler Europas». Wilhelm Goldmann Verlag, München 1959. Ins Deutsche übertragen von Elisabeth Lehmann-Brockhaus. 157 S., 30 Farbateln, 140 Abb., 1 Karte. DM 38.-.

Der Verfasser schickt seinem kommentierten Bildmaterial einen geschichtlichen Überblick voraus. Zuerst faßt er zusammen, wieweit die Ausgrabungen des vorausgegangenen Dezenniums unsere Kenntnisse von der Vorgeschichte Siziliens und der umliegenden Inseln erweitert haben. Zu diesem Abschnitt gehören wertvolle Abbildungen, wie z. B. die der stein- und bronzezeitlichen Keramik aus den persönlich geleiteten Ausgrabungen auf Lipari (S. 74 und 75). Ausführlicher hat der Gelehrte die kulturelle Entwicklung vor der griechischen Kolonisation in seinem 1958 erschienenen Buch «Alt-Sizilien» (Köln 1958) dargelegt und illustriert.

Der weitere Text und die Abbildungen der Kunstwerke und der Architektur des griechisch besiedelten Siziliens beziehen sich auf die Zeit der hellenischen Kolonisation, die im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts einsetzt, und zeugen von ihrem Beitrag an die «Gestaltung der europäischen Kultur». Die Ausführungen sind von einer lebendigen Beziehung des Autors zur Antike geprägt. Bedeutende Persönlichkeiten, wie z. B. Dionysios II. und sein Oheim, der Philosoph Dion, Schüler und Freund Platons, werden durch eine sichere Charakterisierung hervorgehoben. Der Begleittext zu den Abbildungen ist vorwiegend kunstgeschichtlich orientiert, verrät oftmals aber auch – wie z. B. derjenige zum Felsenheiligtum der Kybele in Akrai (S. 66) – das religionshistorische Interesse des Verfassers.

Die Abbildung des römisch-hellenistischen Stadtviertels in Agrigent (ausgegraben unter der Leitung von P. Griffi in den Jahren 1953–1955) hält das Ergebnis einer neueren Ausgrabung fest, die Licht in die nachgriechische Zeit gebracht hat.

Auf den letzten Tafeln sind Mosaiken des 4. nachchristlichen Jahrhunderts aus der römischen Villa in Piazza Armerina abgebildet, darunter ein wenig bekanntes Fußbodenmosaik, auf dem der Riese Polyphem auf einem Felsen sitzt, mit der linken Hand einen aufgeschlitzten Widder auf seinem Knie festhält und mit der rechten einen großen zweihenkligen Becher ergreift, den ihm Odysseus mit Wein reicht.

Die systematische Schau der Museen und Kunstdenkmäler beginnt S. 26 mit Werken in Syrakus, dessen archäologisches Museum Prof. L. B. Brea leitet. Die wechselnde Anordnung der Keramik und Plastik, der Bronzefunde und Architekturstücke der bedeutendsten Orte rund um die Insel ergibt ein vielseitiges Bild, das durch Außenaufnahmen der Fundorte und stehengebliebener Denkmäler glücklich bereichert wird.

Ein Großteil der Kunstwerke im vorliegenden Bildband wird dem Leser schon von früheren Abbildungen bekannt sein. Um so mehr überraschen die neuen Funde aus des Verfassers eigenen Ausgrabungen auf Lipari, die jetzt im Museo Eoliano aufbewahrt werden, besonders die kleinen Tonmodelle zeitgenössischer tragischer Masken (S. 84), die von neuem die Frage aufwerfen, wieweit die Gestaltung der Maske an der Entstehung des Individualbildnisses im 4. vorchristlichen Jahrhundert beteiligt war.

Ruth Steiger

In dem vorliegenden umfangreichen Band – der dank der Initiative des BRGGM in Paris auch dem nicht Russisch lesenden Interessenten zugänglich gemacht worden ist (Russisch 1953, MIA 40) – gibt P. I. Boriskovsky erstmals eine zusammenfassende Darstellung des bis 1952 bekannten paläolithischen Fundmaterials der Ukraine. Daß die Ukraine in der Tat zu den reichsten altsteinzeitlichen Kulturprovinzen Europas gehört, ver gegenwärtigt schon eine erste kurze Durchsicht der behandelten Fundstellen und Inventare. Trotz der überwältigenden Masse des vorzulegenden Stoffes gelingt es dem Verfasser – in der paläolithischen Literatur ein nur allzu seltenes Ereignis –, die wichtigsten Erscheinungen des Paläolithikums in dem von ihm behandelten Gebiet überzeugend zu dokumentieren. Daß dem so ist, beruht ohne Zweifel auf der großen Materialkenntnis des Autors, der nahezu 20 Jahre (bei Erscheinen der russischen Originalpublikation) intensiv an der paläolithischen Feldforschung in der Ukraine teilgenommen hat. Nicht wenige der wichtigsten Stationen hatte er während dieser – nur vom Krieg zwangsläufig unterbrochenen – langjährigen Arbeit selbst untersucht und in Einzeldarstellungen publiziert.

Die Einleitung des auch durch seine umfassende Bibliographie wichtigen Werkes bildet eine Übersicht über die paläolithische Forschungsgeschichte in der Ukraine. Diese Einleitung befaßt sich zugleich auch mit den wichtigsten Daten der altsteinzeitlichen Forschung in ganz Rußland und wird dabei zu einem höchst interessanten Protokoll der wechselnden ideologischen Beziehung der Paläolithforschung zum Marxismus-Kommunismus in der Sowjetunion.

Es würde zu weit führen, hier auf die behandelten Details und Fundorte im einzelnen einzugehen. Eine gut gegliederte Übersicht der geradezu lexikalisch prägnant verarbeiteten 236 Fundstellen bieten die Seiten 323–353. Kennzeichnend für das bisher in der Ukraine bekannte Paläolithikum ist, daß nur 33 altpaläolithische Stationen (von denen zudem noch ein nicht unerheblicher Teil unsicher ist oder nur Einzelfunde erbracht hat) mehr als 200 – oft sehr reichen – jungpaläolithischen Stationen gegenüberstehen. Dieser auffallende Unterschied dürfte kaum auf eine stark wechselnde Begehungsintensität, sondern auf günstigere Sedimentationsbedingungen und der damit verbundenen besseren Erhaltung des Fundgutes *in situ* während des Jungpaläolithikums zurückgehen. Wobei zu bemerken ist, daß ein Teil des jungpaläolithischen Materials offenbar nach der Ansicht des Verfassers schon in eine Periode hinübergreift, die eher als frühes Mesolithikum zu bezeichnen wäre, ohne daß er allerdings auf dieses außerordentlich wichtige, wenn auch höchst schwierige Problem im Ausgang des ost-europäischen Paläolithikums näher eingeht (S. 306).

Die ältesten Funde des ukrainischen Paläolithikums werden von Boriskovsky als Chelléen bezeichnet, denen entwickelte Faustkeile (Acheuléen des Autors) und moustéroide Inventare folgen. Der Rezensent möchte an dieser Stelle einschieben, daß ihn das vom Autor als Chelléen bezeichnete Material von Louka-Vroublevitskaja überraschend stark an die älteren gerollten und stark patinierten Geräte von Markkleeberg (Museum Leipzig) erinnert, womit aber keineswegs behauptet werden kann, daß dieser offensichtlich typologischen Übereinstimmung auch eine identische Zeitstellung entspräche.

Die reichen jungpaläolithischen Funde werden vom Verfasser in sieben aufeinanderfolgende Stadien unterteilt. Deren erste entspricht sehr weitgehend dem typischen Aurignacien, während in den folgenden zunächst die Flächenretusche – allerdings doch recht unterschiedlich intensiv – auftritt, um dann in der 4. Stufe wieder zu verschwinden. Dagegen dauern

B. URGESCHICHTE PRÉHISTOIRE – PREISTORIA

P. I. Boriskovsky, *Le paléolithique de l'Ukraine*.

Esquisse historique et archéologique. Traduction par J. Pierrick de Saint-Aubin et M. Gruet. Annales du Service d'Information Géologique du Bureau de Recherches Géologiques, Géophysiques et Minières No 27, 1958. 367 p., 203 fig. et cartes. Ffr. 100.–.

gut ausgearbeitete einfache Spitzen noch an, die von einer zunehmend reicheren Knochenindustrie begleitet werden. Die jüngste, siebente Stufe zeigt eine auffallende, oft sehr weitgehende Mikrolithisierung der Geräte.

So gut sich die relative Abfolge des ukrainischen Paläolithikums darstellen läßt, so schwierig ist offenbar ihre Verknüpfung mit der allgemeineren pleistozänen Stratigraphie. Das gilt besonders für die isolierten altpaläolithischen Funde. Immerhin reicht das Inventar von Louka-V. wohl doch in das Mittelpaläolithikum hinab, wenn auch eine sichere Datierung wegen des Fehlens einer Begleitaufnahme aussteht. Der größere Teil der moustérioiden Inventare gehört sicher schon dem Übergang zur letzten Eiszeit an. Bedauerlicherweise läßt sich der Beginn des reinen Jungpaläolithikums nicht sicher fixieren. Die Festlegung dieses Anfangsdatums wäre besonders wichtig, da die jungpaläolithische Besiedlung der Ukraine offensichtlich während des ganzen restlichen Glazials ohne Unterbrechung andauert.

Bern

H. Müller-Beck

Georg und Vera Leisner, Die Megalithgräber der iberischen Halbinsel.

1. Teil: *Der Süden*. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1943. Textband mit 618 S. und 29 Abb., Tafelband mit 71 Doppeltafeln, 89 Einzeltafeln, 6 Tabellen und 22 Karten.

Der oben genannte Umfang dieser Publikation zeigt, daß es sich um eine ungeheure Arbeitsleistung handelt, die das Ehepaar Leisner hier vollbracht hat. Dabei ist sie nur einem einzelnen Ausschnitt der Urgeschichte der Pyrenäenhalbinsel gewidmet. Unter den Ländern Europas, die Megalithgräber aufweisen, nimmt die iberische Halbinsel eine hervorragende Stellung ein, dies durch die große Zahl der Denkmäler, durch den ansehnlichen Inhalt der Gräber (in der Gesamtmasse gesehen) wie auch durch ihre Typenreichtum. Allen diesen aus kleinen oder großen bis gewaltigen Steinen erbauten Gräbern ist gemeinsam, daß sie einer Menschengruppe als gemeinsamer Beisetzungsräum ihrer Toten dienten. Es sind Monuments, die landschaftlich in Erscheinung traten, und sind deshalb auch hier wie in andern Ländern viel zu früh durch Ausgrabungen erfaßt worden. Daß sehr viele dieser «Untersuchungen» in ungenügender Weise geschahen und den heutigen Ansprüchen des Archäologen nicht entsprechen, ist – wiederum wie anderwärts – nicht verwunderlich. Trotzdem hatte die Forschung mit dem vorhandenen und nur sehr zum Teil publizierten Material zu arbeiten. Deshalb ist jedem, der schon Einblick in die Erforschung der Megalithgräber genommen hat, bekannt, um was für Probleme es hier geht und warum gerade die in Frage stehenden Gebiete dabei so wichtig sind, ob man nun die Wurzel der west- und nordeuropäischen Grabtypen hier suchte oder über dieses Gebiet den Weg dieser Gräber aus dem Osten herleitete. Vor allem waren dem Fachmann die großen Lücken in den Publikationen solcher Materialien bekannt, und diesem Übelstand abzuholen, war das erste Anliegen der beiden Verfasser. Die Folge war ein ungeheures Unternehmen, an dem das Erstaunlichste – im Vergleich zu andern Erfahrungen bei solchen – wohl ist, daß das Material des südlichen Teiles der Halbinsel nun tatsächlich vorliegt. Das Ziel war also eigentlich ein Corpus der Megalithgräber der iberischen Halbinsel. Damit haben sich aber die Verfasser verständlicherweise nicht begnügt. Das Gewonnene mußte zu benützbarer Form geordnet werden. Dies setzte eine genaue Auseinandersetzung damit voraus, und welcher Forscher hätte nicht ebenfalls versucht, seine große Erfahrung über das gesichtete Material, die auf Autopsie beruhte, zu einer wissenschaftlichen Verarbeitung zu

führen. Die Verfasser konnten sich – wie bemerkt – auf Vorarbeiten von Ausgräbern, Sammlern und Forschern stützen. Unter diesen ragen zwei besonders hervor, denen die Publikation infolgedessen gewidmet ist: L. Siret und G. Bonsor. Mit dem ersten war noch ein intensiver persönlicher Kontakt möglich. Die Verfasser waren sich der – zum Teil oben schon genannten – Schwierigkeiten bewußt, aber auch der Tatsache, daß neue Ausgrabungen, in moderner Technik durchgeführt, zahlreiche neue Gesichtspunkte zutage bringen würden. Vor allem konnte die Siedlungsforschung noch nicht in genügender Weise herangezogen werden, die ja erst seit kurzer Zeit mit wissenschaftlicher Akribie dort durchgeführt wird und neuerdings schon sehr erstaunliche Resultate erbrachte.

Die Veröffentlichung des großen Materials und seine fachliche Erschließung in zwei großen Bänden wurde in dankenswerter Weise von der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes übernommen. Damit liegen nun für den Forscher und den Interessenten Grundlagen und Anschaungsmaterial zur Verfügung. Sie sind auch heute zu unentbehrlichen Handbüchern geworden.

Der Textband allein umfaßt 600 Seiten. Der kurzen Einleitung folgen die Gräberverzeichnisse, nach Provinzen geordnet, mit vielen Angaben über Einzelheiten und Grundzüge des Grabbaus, die Kleinfunde, die bisherigen Veröffentlichungen usw. Auf diese 245 Seiten Katalog folgen die ordnenden und auswertenden Kapitel. Zuerst werden genaue Auskünfte über den Grabbau vermittelt. Dabei figurieren an erster Stelle die Rund- und Kuppelgräber nach Grundzügen des Planes und des Aufbaus. Ihnen schließen sich in entsprechender Behandlung die megalithischen Ganggräber an. Die Bauformen sind vielfältig, nicht immer nur in klar unterscheidbaren Gruppen vorkommend, sondern mannigfache Berührungen und Überschneidungen aufweisend. Deshalb wird von den Verfassern auch hier schon versucht, Zusammenhänge und Ströme, ja sogar Wanderungen und Ausbreitungsrichtungen herauszuarbeiten. Daß dabei schon das Kleinfundinventar der Gräber herangezogen werden muß, ist verständlich. Auf die fast unendlich vielen Einzelerscheinungen, die aufgeführt sind, hier einzugehen, ist natürlich unmöglich.

Das 4. Kapitel ist dem Ablauf der Kulturen gewidmet. Hier werden also die Schlußfolgerungen aus der Materialverarbeitung gezogen. Es ist dieser Abschnitt für den interessierten Leser damit besonders wichtig für das Verständnis der ganzen sogenannten Megalithkultur. Diese Ausführungen sind nicht leicht zu lesen, wie überhaupt der Stil der Verfasser nicht zu besonderer Klarheit neigt. Uns scheint das Vorgehen der Verfasser nicht besonders günstig zu sein. Und doch muß sich ja hier aus dem Material heraus ergeben, ob die Datierung der Grabbauten nach ihrem Inhalt und dessen Stufeneinteilung mit den Theorien über die typologische Entwicklung der Gräber übereinstimmt. Nachteilig scheint mir, daß schon im 1. Abschnitt (Einleitung, Ordnung der Gräber) die Verfasser sich zu sehr mit den ältern, von früheren Forschern geschaffenen Einteilungsversuchen auseinandersetzen, die vor allem den Südosten der Halbinsel betreffen. Vor allem wird das System von Siret behandelt, an dem er aber (S. 386) sehr Wesentliches auszusetzen hat. Sie führen unter anderem an, daß sich Siret mit der Typologie der Gräber überhaupt nicht beschäftigt habe. Man vermisst bei ihm jegliche Stellungnahme zu den Fragen, die sich aus den verschiedenen Inventargruppen ergeben. Die Glockenbecher habe er als iberisch betrachtet, die Millareskultur als phönizisch usw. Um so überraschter ist man dann, feststellen zu müssen, daß die Verfasser trotzdem dem Stufensystem Sirets bei der Behandlung des

Fundmaterials folgen: «Wir folgen bei der Analyse des Inventars der Gruppierung der Gräber durch Siret, die unzweifelhaft die typischen Zusammenhänge richtig bringt, möchten jedoch die Einschränkung machen, daß der Ausdruck «Stufe» leicht über die tatsächliche chronologische Bedeutung dieser Gliederung irreführen könnte» (S. 389). Dabei melden die Verfasser allerlei Korrekturen an, die sie zum vornehmesten für richtig halten. Es ist dies nicht eine Methode, wie wir sie bei der Behandlung eines so komplexen Stoffes auf der Basis neu erarbeiteter Grundlagen gewohnt sind. Die Funde werden nun also nach den Stufen vorgeführt, statt daß das Material nach üblichem Vorgehen analysiert wird und die Stufen sich auf diesem Wege konsequent ergeben. Wir übersehen dabei nicht, daß die Verfasser sich um Abfolgen und Querverbindungen sehr bemüht haben. Für den Leser ist aber nun diesen Ausführungen schwer zu folgen. Es muß den Spezialisten, die am Originalmaterial arbeiten können, überlassen werden, das Tatsächliche vom Hypothetischen zu scheiden.

Die Ausführungen der Verfasser sind mit einem außerordentlich reichen Bildmaterial, das im zweiten Band vereinigt ist, illustriert. Darin liegt – zusammen mit dem Katalog – der besondere und der bleibende Wert der großen Publikation. Auf 96 Tafeln wird in Zeichnungen ein riesiges Fundmaterial vorgelegt: Grabgrundrisse und Fundinhalt, soweit noch vorhanden und identifizierbar. An erster Stelle stehen die Funde aus der Provinz Almeria. Es folgen diejenigen von Granada, Malaga, Cordoba, Sevilla, Cadiz, Huelva und Algarve. Auf diesen Zusammenstellungen wird besonders eindrücklich, daß die zahllosen Grabkammern mehr ausgeräumt als untersucht wurden. Über die Lage der Beigaben im Grabraum und im Verhältnis zu einzelnen Skeletten wird praktisch nichts ausgesagt. Nirgends scheinen die Skelettreste sorgfältig freigelegt worden zu sein, wie dies heute üblich ist. In Anbetracht der oft beträchtlichen Zahl der Skelette (nach den Schätzungen der Ausgräber) und der danach anzunehmenden Belegungsdauer wird eine Feinauswertung verhindert. Dies wäre dort wichtig, wo ein deutlich vermischtetes Inventar vorliegt.

Die Tafeln 97–140 geben photographische Ansichten von Grabanlagen, 141–160 eine gute Auswahl von Kleinfunden. Es folgen tabellarische Übersichten über die Typen der Keramik und der Pfeilspitzen. Karten äußern sich über die Verbreitung einzelner Grabformen und Typen von Kleinfunden. In großer Zahl enthält übrigens auch der Textteil statistische Zusammenstellungen, die dem Spezialisten die Auswertung erleichtern. Alles in allem kommt hier eine sehr bedeutende Leistung der sammelnden und sichtenden Verfasser zum Vorschein.

Über die relative und die absolute Chronologie äußern sich die Verfasser in einem zusammenfassenden Kapitel. Auch darauf läßt sich hier nicht eingehen, da zuviel diskutiert werden müßte. Auf jeden Fall ist die Unterscheidung von Horizonten nach den Außenbeziehungen in der Weise, wie sie definiert wurden, problematisch: ein kretisch-kykladischer Horizont, ein afrikanisch-ägyptischer und ein dritter mit Wechselbeziehungen im westlichen Mittelmeer. Wenn auch richtige Beobachtungen darin stecken, so ist doch sehr viel unsicher und beruht oft auf sehr wenig schlüssigen Vergleichen. Es folgt dann der Versuch einer Aufstellung von Stufen nach Grab- und Inventargruppen des Südostens der Halbinsel. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn die Verfasser irgendwo ihre Definition einer Kultur genau umschrieben hätten.

Das Kapitel über die absolute Chronologie wird an ganz wenigen Verbindungsversuchen mit der Welt des östlichen Mittelmeers aufgehängt. Diese Zusammenhänge genügen aber

keinesfalls, und es zeigt sich heute schon (im Vergleich zum Erscheinungsjahr des Werkes), wie anders die Methode am Material und die effektive Kenntnis geworden sind. Ich muß es den Interessenten überlassen, sich über die Theorien der Verfasser zu orientieren. Eine Neubearbeitung all dieser spannenden Kapitel drängt sich auf. Zum Vergleich mit einer ganz anderen Betrachtungsweise des gleichen Materials ziehe man z. B. heran: Beatrice Blance, Early bronze age colonists in Iberia (*Antiquity* Bd. XXXV 1961 S. 192ff.). Wir empfehlen den Benützern des Werkes von G. und V. Leisner, vorerst diesen Aufsatz und die neuere dort zitierte Literatur heranzuziehen.

Zürich

Emil Vogt

Georg und Vera Leisner, Die Megalithgräber der iberischen Halbinsel.

Der Westen. 1. Lieferung: Madrider Forschungen Bd. 1, hrg. vom Deutschen Archäologischen Institut, Abteilung Madrid. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1956. VIII und 122 S., 80 Tafeln.

Wie der Titel dieses Bandes sagt, handelt es sich um die Megalithgräber des Westens der iberischen Halbinsel, also auch ganz Portugal betreffend, mit seinen zahllosen Fundstellen. Wiederum hat das Ehepaar sich zum Ziel gesetzt, möglichst das ganze bekannte Material zu erfassen. Manches ist nach Aufnahmen anderer zusammengetragen. Die besten Planaufnahmen stammen aber von den Verfassern. Die Verfasser gehen von den allgemeinen Gesichtspunkten aus, nämlich den geologischen und geographischen Bedingungen. Bei einer Betrachtung der Karten fällt ja sofort auf, daß die zahlreichen Gräber nicht in gleichmäßiger Streuung das in Frage stehende Gebiet bedecken, sondern in rund einem Dutzend Konzentrationen auftreten, die ihrerseits verschieden große Gebiete umfassen. Die Verfasser ziehen auch die Ortsnamenforschung heran. Es ist an sich nicht erstaunlich, aber interessant, daß gewisse Bezeichnungen für Megalithgräber regional beschränkt sind. Auch die Lage der Gräber im Gelände wird untersucht, in Küstenstrichen und im Gebirge. Versuchsweise wird die wirtschaftliche Grundlage der Bevölkerungen herangezogen. Ob man auf Grund davon so weit gehen darf, Bauern und Hirten zu unterscheiden, dürfte wohl erst nach der Untersuchung einer größeren Zahl zugehöriger Siedlungen zu entscheiden sein. Das Fundmaterial aus Gräbern kann ja in dieser Hinsicht keine genügenden Auskünfte vermitteln. Immerhin liegen die einzelnen Gräber nicht überall kunterbunt durcheinander, sondern trennen sich wenigstens zum Teil bis zu einem gewissen Grad in Einzelgebiete. Dies hat selbstverständlich etwas zu bedeuten, aber was?

Der vorliegende Band widmet sich in seiner Gesamtheit nur dem Grabbau des Westens. Das aus den Gräbern geborgene Fundmaterial wird noch nicht besprochen. Es wurde also vom Vorgehen des früheren Bandes abgegangen, im Bildmaterial Grabform und Funde katalogmäßig nebeneinanderzusetzen. Die Fortsetzung der Publikation muß zeigen, ob dies von Vorteil ist. Der Band gibt auch keinen geographisch geordneten Gräberkatalog. Wir lernen also keine Nekropolen in geschlossenem Bild kennen, sondern die Verfasser haben den ganzen Stoff in ein System von Grabtypen und Besonderheiten des Grabbaues eingeteilt und verteilen das ganze Material auf diese Gruppen. Bevor der Grabinhalt vorgelegt ist, läßt sich auch dieses Vorgehen nicht auf seine Brauchbarkeit untersuchen. Immerhin verfügten die Verfasser natürlich über eine gewaltige Stoffkenntnis, die sie zu einem solchen Vorgehen berechtigte. Zunächst werden aber auf wenigen Seiten die

Hauptprobleme der Grabtypologie zusammengestellt, wie sie den Verfassern aus der Literatur bekannt geworden sind (Daniel, Raftery, Menghin, Heleno, Pericot usw.). Besonders wichtig und richtig scheint mir aber die Einsicht der Verfasser: «Es muß daher jeder chronologischen Ordnung gerade auf der iberischen Halbinsel, die in höherem Maße als alle übrigen europäischen Länder stets ein Durchgangsland war (wieso, geben die Verfasser allerdings nicht an), eine sichere ethnische Gliederung vorausgehen, die sich nicht nur auf den Grabbau, sondern auf Siedlungs- und Wirtschaftsformen sowie auf die Gesamtheit des Kulturgutes stützt. Die Grabformen allein können uns keine vollgültigen Antworten auf die oben gestellten Fragen geben.» Diese Ansicht können wir nur unterstreichen. Deshalb schließen sich in diesem Band an die typologischen Untersuchungen mit Recht auch keine weiteren Schlußfolgerungen an.

Die Erörterungen über die Grabtypen und daran sich anschließenden Besonderheiten werden durch ausgezeichnete Verbreitungskarten illustriert, die nicht mit Typen überlastet sind. 10 Karten solcher Art werden gegeben.

Die Einteilung der Gräber folgt im großen und ganzen den Prinzipien, die schon im ersten Band herausgearbeitet wurden. Die Kapitel betreffen die Kuppel- und Rundgräber, das megalithische Ganggrab mit polygonaler Kammer und ganglose polygonale Kammern, den megalithischen Langraum, den Gang, den Grabhügel, Einzelheiten der Konstruktion, Steinsetzungen ohne Beziehung zum Grabbau und schließlich die Orientierung der Gräber. Auf 35 Tafeln werden in Strichzeichnungen typische Grundrisse von Grabbauten wiedergegeben. Weitere 34 Tafeln zeigen vorzügliche photographische Aufnahmen von Monumenten und Details, so daß es dem Interessenten wirklich möglich ist, sich ein Bild von der außerordentlichen Mannigfaltigkeit des Grabbaus gerade im behandelten Gebiet zu machen. Es wäre sinnlos, hier von dem reichen dargebotenen Stoff mehr aufzählen zu wollen. Ohne Illustrationen läßt sich kein Bild vermitteln. Doch steht fest, daß schon dieses unfertige Werk bei keinem Studium auf dem Gebiete der Megalithgräber außer acht gelassen werden kann. Die Forschung verdankt den Verfassern ein grundlegendes Hilfsmittel, das hoffentlich seine Vollendung erreichen wird. Anerkennung gebührt für die Förderung und die Publikation aber auch der Madrider Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts und dem Verlag, der schon so manche Publikation aus dem Gebiete der urgeschichtlichen Archäologie in vorbildlicher Form verwirklicht hat.

Zürich

Emil Vogt

Georg Kossack, Südbayern während der Hallstattzeit.

2 Bände. Röm.-German. Forschungen Bd. 24, hg. von der Röm.-German. Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1959. Textband: VIII, 315 S., 48 Abb., 5 Tafeln; Tafelband: VI, 156 Tafeln.

Georg Kossack, seit Wintersemester 1960/61 Ordinarius für Prähistorie an der Universität Kiel, bearbeitete während seiner Münchner Zeit unter anderem die Kulturverhältnisse und -veränderungen der Hallstattkultur Südbayerns. Die reichen Ergebnisse seiner jahrelangen tiefsschürfenden Studien legte er nun 1959 in zwei stattlichen Bänden vor.

Südbayern, d.h. Bayern zwischen Alpenrand und Donau, bedeutet während der frühen Eisenzeit für die westliche Hallstatt «Provinz» eine Art «Ostmark». Dazu kommt, daß für den südbayerischen Raum die nahen Salz- und Graphitlager von erheblicher Bedeutung waren: wurde doch Salz im Salzburger

Raum, das Graphit hingegen im böhmisch-mährischen Massiv gewonnen und von dort über die verschiedenen Flüsse, hauptsächlich aber über die Donau sowohl nach Südosten als auch nach Westen verhandelt. Die Grundlage für die weitschichtige Arbeit Kossacks bilden die *Quellen*. Um diese besser zu verstehen, gibt der Verfasser außerdem eine interessante Geschichte der Forschung (sie ist sozusagen ein Spiegelbild der gleichzeitigen schweizerischen Verhältnisse).

Die relative Chronologie S. 12–49 ist für die weitere Forschung auf dem Gebiete der Älteren Eisenzeit grundlegend. Dasselbe gilt für die *vergleichende Chronologie*, wobei einander die folgenden Hallstatträume gegenübergestellt werden: «Hallstatt», «Südostalpen», «Oberitalien», «Südwestdeutschland» (hier eingeschlossen die Nordschweiz) (Abb. 12, S. 49). Da sich Kossack bei den Materialien aus Vergleichsräumen auf die Stufen Hallstatt C, D und Latène A sowie auf wenige ganz typische Vertreter beschränkte, kann von unserer Seite dazu kaum etwas beigesteuert werden.

Die Ausführungen über die *absolute Chronologie* zeigen eindrücklich, wie ernst der Verfasser bemüht war, das heute letztgültige Datum zu eruieren. Er hält S. 56 für Südwestdeutschland fest:

nach 700 (?) v. Chr.	Beginn der Hallstattstufe C
vor 600	v. Chr. Beginn der Hallstattstufe D/1
um 540	v. Chr. Beginn der Hallstattstufe D/2
um 500	v. Chr. Beginn der Hallstattstufe D/3,

welch letztere Stufe offensichtlich unserem Latène A gleichgesetzt wird (tabellarische Darstellung beginnend mit 740 und endigend mit 460). Daß diese neuen Daten natürlich auch für unsere Belange Gültigkeit haben, sei nachdrücklich betont.

Das zweite Kapitel widmet Kossack den «Grundlagen der hallstattzeitlichen Besiedlung», dem Klima, der Vegetation, der Lage und Zeitdauer der Siedlungen, den Rohstoff- und Verkehrsverhältnissen, den archäologischen Formengruppen als Quellen für die Besiedlungsgeschichte, und ein drittes Kapitel ist der *Technik und den kulturellen Einrichtungen, ihren archäologischen Erscheinungsformen und ihrem Wirkungszusammenhang*, wo einerseits die technische Ausrüstung und andererseits Wirtschaft, Brauchtum, gesellschaftliche und politische Organisationen dargestellt werden, zugeschaut. – Im Kapitel *Ergebnisse* schuf Kossack eindrückliche Quer- und Längsschnitte. Der Verfasser kommt dort zum Schluß, daß «die besiedelten Areale (in der Älteren Eisenzeit Südbayerns) die gleichen waren wie die der Urnenfelderzeit», d. h. daß Kontinuität des Siedlungsraumes, ja teilweise sogar des Siedlungsplatzes vorliegt, während nach Ansicht des Verfassers während der späteren Hallstattzeit «u. a. wegen der Anziehungskraft des Rohstoffzentrum zwischen Salzach und Enns ein Teil der Bevölkerung den Siedlungsraum gewechselt hat»; und die Vielfalt der Spätzeit endlich erklärt er aus den zwei Verkehrs- bzw. Kontaktzonen, die sich seit der Älteren Hallstattzeit langsam herausgebildet haben müssen. Kossack teilt zudem Südbayern während der Spätzeit in drei Kulturprovinzen auf, wobei er die Frage, ob deren Träger zur keltischen oder illyrischen Sprachgruppe gehörten, offen läßt und festhält, daß «darüber hinaus so wesentliche Lebensbereiche wie das Siedlungswesen, der Feldbau, der Gütertausch, der Rohstofferwerb, die wirtschaftliche Ordnung und die gesellschaftliche Organisation bisher nur in Umrissen archäologisch faßbar sind ...» (S. 130). Diese Feststellung und andere veranlaßten Kossack, ein Siebenpunkteprogramm für die weitere Forschung aufzustellen, das, weil davon 5 Punkte auch für unsere Belange Geltung haben, hier in gekürzter Form wiedergegeben sei:

1. Planaufnahme der oberflächigen Bodendenkmäler,
2. Nachuntersuchungen in altuntersuchten Nekropolen,
3. vollständige Öffnung von Gräberfeldern,
4. Untersuchung von verkehrsgeographisch gut gelegenen Siedlungen,
5. Probeschnitte in befestigten Höhensiedlungen, die topographisch zu Nekropolen in Beziehung stehen.

Der Fundkatalog – der grundlegende Teil des ganzen Werkes mit dem unentbehrlichen Begleiter, dem Tafelband, mit 145 Typentafeln und 12 Tafeln mit 7 Plänen und 22 Typenverbreitungskarten – umfaßt nicht weniger als 144 Seiten. Darauf folgen Abbildungsverweise, Legenden zu den Typenkarten sowie den verschiedensten Verzeichnissen (Museen und Sammlungen, Fundorte, Sach- und Typenregister), ein geradezu klassisches Vorbild für derlei Werke.

Wir können hier unmöglich auf Einzelheiten eingehen, und was zu den Typenkarten zu sagen ist, wurde in der analogen Besprechung in der Zeitschrift für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte 19, 1959, S. 253–256 festgehalten. Es sei aber immerhin daraus wiederholt, daß endgültige Typenkarten erst dann aufgestellt werden sollten, wenn einmal genügend Materialpublikationen aus den einschlägigen Gebieten vorliegen, und daß neben der Aufarbeitung des Neuanfalles die dringendste Aufgabe die Veröffentlichung des alten Fundgutes in Form von Materialveröffentlichungen ist. Es ist daher dringend zu fordern, daß sich immer mehr Fachleute derartigen grundlegenden Arbeiten widmen. Erst dann wird es möglich sein, Detailfragen à fonds zu lösen, wie es nun in dem vorliegenden Standardwerk Georg Kossack für Südbayern getan hat.

Uitikon ZH

Walter Drack

Otto Uenze, *Frühömische Amphoren als Zeitmarken im Spätlatène*. N. G. Elwert Verlag, Marburg/Lahn 1958, 28 S., 10 Tafeln. Die vorliegende Arbeit über «Frühömische Amphoren als Zeitmarken im Spätlatène» ist, wie der Verfasser einleitend bemerkt, als Ersatz entstanden für eine entsprechende Untersuchung über Fibeln des Nauheimertypus, die jedoch nicht die erhofften Resultate gezeitigt hat. Als Vorteile für die Zeitbestimmung der in ihren diesbezüglichen Anwendungsmöglichkeiten weitgehend verkannten Amphoren führt Uenze deren weiträumige, von England bis Indien reichende Verbreitung an, die Kenntnis über die Herkunft der Weinbehälter sowie die gelegentlich erhalten gebliebenen, auf ein Jahr genau datierenden Aufschriften mit Consulnamen. Ein sich für die chronologische Auswertung von Amphoren besonders vorteilhaft ausnehmendes Merkmal besteht nach Uenze außerdem in deren Kurzlebigkeit. Am Bestimmungsort angelangt, wurden die schweren, zweckgebundenen und nie in leerem Zustand für weitere Weintransporte an den Ausgangsort zurückgeführten Gefäße häufig bald zerstört oder für andere Zwecke, wie beispielsweise die Aufführung von Mauern, als Drainagerohre oder Grabamphoren verwendet. Schließlich wird noch auf die Vorzüge gewisser mit Stempel versehener Amphoren verwiesen. Das betrifft vor allem die mit SES, dem abgekürzten Namenszug für Sestius, gestempelten und mit Beizeichen in Form von Anker, Dreizack, Palmette oder Stern versehenen Amphoren, die einen einheitlichen und zeitlich verhältnismäßig engbegrenzten Horizont zu vertreten scheinen.

Uenze gliedert das fröhömische Amphorenmaterial in die drei Formengruppen I A–I C, denen je fünf Typen in chronologischer Folge, allerdings unter gewissen Vorbehalten, zugrunde liegen. Die Gruppe I A umfaßt Amphoren mit schräger Randlippe, langgestrecktem Hals und kurzem Fuß. Für

sie alle ist eine weiche Schulterausprägung charakteristisch. Für die Formenreihe I B gelten als wichtigste Merkmale eine mehr oder weniger senkrecht gestellte Randlippe, leicht trichterförmige Gestaltung des Halses, vorwiegend zylindrischer Fuß und vor allem eine betont kantige Schulter, wodurch der Gefäßkörper länger bzw. schlanker wirkt. Die dritte Stilgruppe I C vereinigt Typen, deren Henkel stets kurz und geschweift sind, bei spindelförmigem Profil des Gefäßkörpers. Diese Dreistufung (I A–I C) römischer Amphoren aus der Zeit der Republik geht weitgehend auf Lamboglia (1955) zurück, der die Form 77 von Loeschke (1942) einer weiteren Differenzierung in zwei Haupt- und eine Nebenform (I C) unterzogen hat. In der Praxis indessen läßt sich nicht immer eine eindeutige Zuweisung der Amphoren in die entsprechenden Varianten der drei durch ihre Starrheit ohnehin etwas fragwürdig anmutenden Formengruppen (Variationsbreite!) vornehmen, vor allem da, wo es sich um Bruchstücke von Amphoren handelt, die ja die Mehrheit diesbezüglicher Funde aus keltischen Oppida, besonders nördlich der Alpen, ausmachen. Der typologischen Entwicklung der Amphorenvarianten liegen «stratigraphisch gesicherte» Befunde aus Italien und Südgallien zugrunde, die Uenze unter weiterer Berücksichtigung versunkener Schiffsladungen (Grand Congloué bei Marseille, Agay-Anthéor) auch das Rüstzeug für die absolute Datierung liefern. Die «stratigraphisch gesicherten» Funde zeigen nun allerdings ein verhältnismäßig breites, den natürlichen Gegebenheiten durchaus entsprechendes Spektrum an Lippenbildungen, und man wird sich gewissen Zweifeln an der Zuverlässigkeit der von Uenze angewandten Datierungsmethode nicht verschließen können, wenn er, etwa im Beispiel von Basel-Gasfabrik, die hiesigen Funde mit nach formalen Gesichtspunkten willkürlich ausgewählten Vergleichsstücken aus Albintium in chronologische Beziehung bringt. In einem besonderen Kapitel werden einzelne Fundgruppen von Amphoren aus Italien und Südfrankreich mit Randprofilen aus dem stratigraphischen Hinsicht außerordentlich wichtigen Albintium verglichen und zeitlich eingestuft. Der letzte Abschnitt gilt der Chronologie der weiter nördlich, aus dem Bereich der Spätlatènekultur bekannt gewordenen Amphorenfunde. Hier werden die Fundgruppen, zwar durchaus nicht konsequent, nach typologischen bzw. chronologischen Gesichtspunkten aufgespalten in «Amphoren vom Ende des 2. Jahrhunderts», «Vorcasarische Amphoren», «Cäsarische Amphoren», «Nachcasarische Amphoren» und «Amphoren aus fröhaugsteischer Zeit». Unter den Fundorten mit Amphoren aus dem ältesten Spätlatènephizont um die Wende des 2. zum 1. Jahrhundert ist neben Bibracte, Breisach-Hochstetten, Speyerdorf-Lachen und dem Grabfund aus Armsheim auch Basel-Gasfabrik mit 29 Belegen aufgeführt. Dieser wichtige Spätlatènekomplex wäre demnach, entgegen der herrschenden Auffassung, früher anzusetzen, wodurch der seinerzeit von Major vertretenen Ansicht eines kausalen Zusammenhangs zwischen dem Auszug der Helvetier und dem Auflassen der Siedlung wieder ein höheres Maß an Wahrscheinlichkeit zukäme. Eine offene Frage bleibt indessen nebst den schon gemachten Vorbehalten vorerst noch die Geschlossenheit des Fundinventars. Mit der Siedlung von Basel-Gasfabrik setzt Uenze das Oppidum von Manching zeitgleich, das jedoch aus nicht ganz klar ersichtlichen Gründen bereits in der Gruppe der vorcasarischen Amphoren mit Alesia, Bibracte und andern Orten behandelt wird. Unter den Fundorten mit cäsarischen Amphorenfigurieren Bern-Engehalbinsel und Altenburg a.Rh.

Die vorliegende, konzentriert abgefaßte Arbeit stellt zweifellos einen interessanten Versuch zur Gewinnung von Zeit-

marken für Latène-D dar und eröffnet neue Datierungsmöglichkeiten. Man darf allerdings die den Amphoren zukommende Bedeutung als Zeitindikatoren auch nicht überbewerten, handelt es sich doch nur um eine und überdies mit nicht geringen Tücken behaftete Gruppe von Keramik, die sich zudem in den Siedlungen nördlich der Alpen vorwiegend auf wenige Funde beschränkt. Eine tabellarische Übersicht über die Amphorentypen unter Berücksichtigung aller Varianten und ihre ungefähre gegenseitige Zeitstellung hätte das Lesen dieses zweifellos interessanten, aber vielleicht doch noch reicherlichen, als dies im Text zum Ausdruck kommt, mit Unsicherheitsfaktoren belasteten Beitrages wesentlich erleichtert.

Zürich

René Wyss

C. FRÜHGESCHICHTE
ANTIQUITÉ ET HAUT MOYEN-AGE
ANTICHITA E ALTO MEDIO EVO

M. A. Beek, Bildatlas der assyrisch-babylonischen Kultur.

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1961. 164 S., 22 Karten (mehrfarbig), 296 Tafelabb. DM 48.-.

Das Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris, in dem man in früherer Zeit Spuren des Paradieses und der Sintflut zu entdecken hoffte, ist die Heimat einer uralten Hochkultur, die wesentlich zur geistigen Prägung des Abendlandes beigetragen hat. Mehrere Generationen von Archäologen haben in diesem Gebiet fast ein Jahrhundert lang gearbeitet, um die Zeugen jener Kultur freizulegen.

Der vorliegende Bildatlas wertet die Ergebnisse dieser Forschungsarbeit aus und läßt vor dem Leser die Welt der Sumerer, Assyrer, Babylonier sowie anderer Völker Mesopotamiens und der angrenzenden Gebiete mit ihren historischen, geistigen und künstlerischen Leistungen neu erstehen. In geschickter Verbindung von Karte, Bild und Text schildert dieser Bildatlas die Entwicklung einer der ältesten Menschheitsepochen und erläutert sie.

Das Werk zeichnet sich in besonderer Weise durch die Fülle kulturhistorischer Karten aus, die in dieser Form erstmalig veröffentlicht werden. Sie vermitteln einprägsame Gesamtübersichten über einzelne Themen sowie über historische und kulturelle Perioden in der Zeit von 5000 v. Chr. bis zum Fall Babylons im Jahre 539 v. Chr. Die große Zahl der zum Teil ganzseitigen Abbildungen gibt dazu eine lebendige Dokumentation. Die literarischen Zeugnisse der assyrisch-babylonischen Welt, die zum größten Teil auf Tontafeln überliefert sind, werden auszugsweise in einer modernen Übersetzung wiedergegeben.

Der Text berichtet einleitend über Landschaft und Klima des Zweistromlandes, die entscheidenden Einfluß auf das historische und kulturelle Geschehen ausübten, sowie über die Ausgrabungen und die Zeugnisse der Geschichte, Kunst und Kultur der ersten geschichtlich nachweisbaren Völker in diesem Gebiet. Ein abschließendes, umfangreiches Register erschließt in lexikalischer Form die Aussagen von Karten, Abbildungen und Text.

Wer eine gründliche Einführung in die Anfänge der abendländischen Kultur sucht oder sich für die Welt der Assyrer und Babylonier interessiert, dem bietet dieser Bildatlas die Möglichkeit einer allgemeinverständlichen, erschöpfenden Unterrichtung.

Armin von Gerkan, Von antiker Architektur und Topographie.

Gesammelte Aufsätze, hrsg. von E. Boehringer. Kohlhammer, Stuttgart 1959. XII und 463 S., 32 Kunstdrucktafeln mit 78 Abb. DM 56.-.

Zum fünfundseitzigsten Geburtstag des berühmten Bauforschers hat der damalige Präsident des Deutschen Archäologischen Institutes diese Sammlung von 75 Aufsätzen herausgegeben. Sie enthält nicht ganz die Hälfte des Gesamtwerks, das in einem Literaturverzeichnis zusammengestellt wird (160 Nummern); aber der Verfasser hat selbst die Auswahl getroffen und durch nützliche Nachträge, Stellungnahme zu neuer Literatur und Hinweise bereichert. So ist ein unschätzbarer Band entstanden, den jeder, der sich mit antiker Architektur beschäftigt, täglich zur Hand haben wird. Er kann, richtig benutzt, auch zur Einführung in die Bauforschung dienen. Wir versuchen dies in einem systematischen Überblick anzudeuten, der vielleicht willkommen ist, weil die Aufsätze nicht sachlich, sondern in der ungefähren Reihenfolge der Entstehung angeordnet sind.

Man mag zuerst die erdachte Schilderung der Ausgrabung der griechischen Stadt Knidos lesen (S. 88ff.), die in Begriffe und Methoden einführt und bedauern läßt, daß es von Gerkan nicht vergönnt war, diese Ausgrabung wirklich durchzuführen. «Die gegenwärtige Lage der archäologischen Bauforschung in Deutschland» (9ff.), 1924 geschrieben, entwirft ein Programm, das heute zum Teil verwirklicht, aber immer nachdenkenswert ist, und dazu gehört «Grundlegendes zur Darstellungsmethode» von 1930 (S. 99ff.), Vorträge, die bei einem Kursus für Bauforschung 1930 gehalten wurden. Zur Ergänzung mag man die Nachrufe auf die hervorragenden Mitforscher Dörpfeld und Krischen lesen (93ff.).

Ein Handbuch der antiken Architektur, für das Gerkan wie kein anderer befähigt gewesen wäre, hat er uns nicht schenken können, weil er immer durch praktische Aufgaben festgehalten war. Aber der vorliegende Band enthält Bausteine für ein solches Handbuch, weil Gerkan die Gabe des echten Historikers besitzt, alle Einzelprobleme grundsätzlich anzupacken und im großen geschichtlichen Zusammenhang zu sehen. Am weitesten geht er in der großen Gegenüberstellung griechischer und römischer Architektur (389ff.) sowie der profanen und der kirchlichen Basilika (447ff.) und in der für die Erdgeschichte wichtigen Untersuchung von Meereshöhen und Hafenanlagen im Altertum (139ff.). Hier weist er ein allgemeines Steigen des Meeresspiegels im Altertum und bis heute nach. Eine ganze Folge von Aufsätzen gilt dem Aufbau des dorischen und des ionischen Tempels und ihren Maßsystemen; ja wir verdanken ihm die grundsätzliche Klärung der antiken Metrologie (372ff. 204ff. 233ff.). Von weitreichender geschichtlicher Bedeutung ist der Nachweis, daß die großen ionischen Tempel in Magnesia und Teos, die bisher dem Hermogenes zugeschrieben waren, in die zweite Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. gehören; sie gehören also nicht mehr in den hohen Hellenismus, sondern in die Epoche, in der schon Rom zur Hauptstadt des Mittelmeergebiets geworden ist.

Ein Teil dieser Aufsätze ist dadurch angeregt worden, daß Gerkan 1908–1914 an den Ausgrabungen der Berliner Museen in Milet Didyma und auf Samos mitgewirkt hat. Ihm wird gut ein Drittel der Bände der Miletpublikation verdankt; es sind die bedeutsamsten. Auch sein schönstes Buch «Griechische Städteanlagen. Untersuchungen zur Entwicklung des Städtebaues im Altertum» (1924) ist daraus hervorgegangen, ferner «Das Theater von Priene als Einzelanlage und in seiner Bedeutung für das hellenistische Bühnenwesen» (1921). Daran schließen sich die wichtigen Rezensionen von Ernst Fiechters.

Veröffentlichungen griechischer Theater (167ff.). In Priene hat Gerkan nachweisen können, daß seit etwa 150 nicht mehr in der Orchestra, sondern auf dem Proskenion gespielt wird; damit ist eine allgemeine Veränderung der Spielweise datiert, die für die damalige große geschichtliche Wende charakteristisch ist.

1924 wurde Gerkan zweiter, 1938 erster Direktor des Deutschen Archäologischen Institutes in Rom. Sein kritisches Urteil begleitete nun den ganzen Verlauf der römischen Bau- geschichte und Topographie. Feine Bemerkungen zur Frühgeschichte findet man in dem erst 1953 erschienenen Aufsatz «Zum Suburaproblem» (434ff.), besonders weittragend ist aber seine Entdeckung, daß die «servianische» Stadtmauer zwischen Kapitol und Aventin nicht am Tiber verlief, sondern wie immer womöglich den Abhängen der Hügel folgte und, wenn sie Täler überqueren mußte, möglichst weit talaufwärts errichtet wurde (108ff.). Die heute verbreitete kritiklose Behandlung der literarischen Überlieferung hat Gerkan immer für falsch gehalten. Man hat, wie er im zuletzt genannten Aufsatz eingehend begründet, von der monumentalen Überlieferung auszugehen und daran die Zuverlässigkeit der literarischen Tradition zu prüfen.

Dieses Prinzip setzt sich freilich nur langsam durch. Noch heute wird die «servianische» Stadtmauer von vielen in die Königszeit datiert, obwohl Gerkan seit 1930 immer deutlicher gezeigt hat, daß sie erst nach dem Galliersturm denkbar, ja 378 datiert ist. Vorher wäre eine so weit ausgreifende strategische Mauer ein Anachronismus (133ff.). «Die republikanische Stadtmauer Roms zwischen dem Kapitol und dem Quirinal» (123ff.) nützte das Gelände aus, wie es oben geschildert wurde, verlief nicht etwa über einen Hügelrücken zwischen Kapitol und Quirinal, der erst fürs Traiansforum beseitigt worden wäre. Man hatte diesen Höhenzug aus der Inschrift der Traiansäule erschlossen. Da aber unter der Säule eine Straße republikanischer Zeit entdeckt wurde, kann sich die Inschrift nur auf die Einschnitte im Abhang des Quirinals beziehen, die durch die östliche Ausdehnung des Traianforums nötig wurden. In diesem Aufsatz findet man S. 129 Abb. 5 den besten Plan der Kaiserfora, den es gibt; er berichtigt den verbreiteten Plan Gismondis.

Aus den topographischen Untersuchungen hat sich weiter ergeben, daß Rom höchstens 700 000 Einwohner gehabt haben kann; andere Folgerungen ließen sich für die Einteilung der Regionen ziehen (296ff. 393ff.). Auch die ältere Stadtmauer Pompejis gehört erst in die Zeit um 400; das archaische Pompeji war eine Kleinstadt, deren Anlage in der Forumsgegend noch deutlich zu erkennen ist. Gerkan's Pläne dieser Altstadt und der Neuanlage um 400 sind bis heute die besten (144ff.). Wohin Gerkan bei seinen Reisen gekommen ist, hat er in ähnlicher Weise geholfen und Klarheit geschaffen, die ihm freilich nicht immer gedankt wurde; in Larisa am Hermos (Ergebnisse der Ausgrabungen 113ff. Taf. 39), in etruskischen Gräbern (338ff.), in Dura-Europos (226ff.), Palmyra (262ff.), Baalbek (267ff.) und Olympia (271ff.). Besonders bekannt wurden seine kritischen Studien zu den Ausgrabungen unter der Peterskirche in Rom, die zeigen, wie unsere Methoden so oft den kostbarsten Befunden zu wenig gewachsen sind (351ff.).

Unter den Behandlungen einzelner Bauten seien die des dorischen Tempels in Cori, des Colosseums, des Pantheons und der Kirche St. Gereon in Köln hervorgehoben (43ff. 29ff. 59ff. 441ff.); die des Pantheons ist mit Recht besonders bekannt geworden, die andern sollten es sein.

Wenn das vorzüglich ausgestattete Buch etwas zu wünschen läßt, so sind es nur Register und Verweise; z. B. zieht man

für die Ausgrabungsberichte 26ff. mit Nutzen schon S. 112, 28 und S. 129 Abb. 5 heran. Der Druck ist sorgfältig; S. 137 gehört die Jahreszahl 378 natürlich zu Nr. 1, steht eine Zeile zu tief. – Zum Ganzen bleibt nur zu wünschen, daß auch die hier schmerzlich vermißten Aufsätze, wie der über die Aedes Castoris in den Römischen Mitteilungen 1953/54 bald gesammelt vorgelegt werden.

Basel

Karl Schefold

Dimiter Zontschew. Der Goldschatz von Panagjurische.

Aufnahmen von Helga Rausch. Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft Bd. 16. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Akademie-Verlag, Berlin 1959. 22 S., 72 Farbtafeln. DM 48.–.

Der Goldschatz, den ein Zufall am 8. Dezember 1949 in der Nähe der südbulgarischen Stadt Panagjurische ans Licht brachte, hat uns eine einzigartige Gruppe von Erzeugnissen der antiken Toreutik geschenkt. Die neun Goldgefäße: vier Rhyta, drei Kannen, eine Omphalosschale und eine Amphora waren offenbar weder in ein Grab versenkt, noch in ein Heiligtum geweiht, sondern geborgen worden.

Die ausgezeichnete, ausführliche Publikation von D. Zontschew erschien 1956 in Prag (B. Svoboda/D. Cončev, Neue Denkmäler antiker Toreutik, Monumenta Archaeologica Bd. VI). Hier folgt eine kürzere Beschreibung mit neuen Farbaufnahmen. So willkommen diese auch sind, als Ergänzung der nicht durchwegs glücklichen Erstpublikation, so wenig befriedigend erscheinen die Mehrzahl der Aufnahmen. Diese sind zum Teil unscharf (Abb. 12, 16, 22, 23–25, 51, 54, 55); die farbige Wiedergabe verfälscht meist den Originaleindruck, so erscheint die Goldfarbe des gleichen Gefäßes völlig verschieden (33/34, 29/30, 57/58). Auch ist man bei den Aufnahmen, wie so oft bei Farbphotos, von einem Irrtum ausgegangen: die Photographe hat, um Farbe hineinzubringen, möglichst bunte Hintergründe gewählt. Das führt nicht nur zu störenden Farbreflexen auf dem Metall, sondern verhindert auch die Wirkung der Eigenfarbe der Objekte. So bedauert man eine Konzession an den Publikumsgeschmack an Stelle von sauberen Schwarz-weiß-Aufnahmen, mit denen man der Wissenschaft gedient und dem Laien ein besseres Bild vermittelt hätte.

Der einleitende Text resümiert die ausführliche Behandlung in der ersten Publikation. Inzwischen hat Herbert Hoffmann RM 65, 1958, 121 seine verfehlte These der Datierung in konstantinische Zeit vorgebracht, hat I. Venedikov in den Acta Antiqua (Budapest) 6, 1958, 67ff. die Gewichte der Goldgefäße in ihren historischen Zusammenhang gebracht; schließlich hat Erika Simon, Antike Kunst 3, 1960, 1ff. eine neue Deutung der Reliefdarstellungen vorgetragen und eine Datierung gegeben, zu der der Rezensent einen numismatischen Beitrag liefern konnte.

Alle diese Arbeiten hat Zontschew nicht mehr berücksichtigen können. Nach Erika Simon stellen die Kopfgefäße Nemesis, Themis und Artemis dar, die Sagendarstellung auf der Amphora wird als die Erstürmung der Burg von Theben durch die Sieben gedeutet: Das Ganze ist eine Schöpfung der Alexanderzeit. In meinem Beitrag wurde gezeigt, daß die Gewichte der Gefäße in die gleiche Zeit weisen: Die Ritzinschrift der Phiale gibt das Gewicht in Dareiken und attischen Drachmen an, datiert diese also in die Übergangszeit von der persischen Währung zur attischen, die Alexander in der Welt verbreitete.

Daß, wie Zontschew S. 16 meint, die Gefäße griechisch sind, stimmt schon. Sie sind zweifellos Werke hochstehender griechischer Toreuten, wobei die Phiale mit den Negerköpfen

in ihrer raffinierten Schlichtheit die anderen Gefäße mit ihrem etwas überladenen Prunk überragt. Aber ganz frei von fremdem Einfluß sind sie nicht. So hat z. B. P. Amandry, Antike Kunst 2, 1959, 54 gezeigt, daß die Form der Amphora persisch ist. Und überhaupt läßt die ganze Üppigkeit des Schatzes vermuten, daß er für einen Barbarenhäuptling oder -könig angefertigt wurde und daß die Künstler, wie so mancher Griechen der pontisch-thrakischen Welt, sich dem Geschmack und den Bedürfnissen ihrer Umgebung angepaßt hatten.

Basel

Herbert A. Cabn

Gilbert und Colette Charles-Picard, *So lebten die Karthager zur Zeit Hannibals.*

Titel der französischen Originalausgabe: *La Vie Quotidienne à Carthage*. Ins Deutsche übertragen von Sibylle von Cless-Reden. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1959. 274 S., 2 Karten.

Die schriftlichen Überlieferungen zur Geschichte und Kultur des alten Karthago, der großen Gegenspielerin Roms während Jahrhunderten, sind dürfsig und gewähren nur spärliche Einblicke in das Leben der Punier, deren Kultur in drei Kriegen von Rom gebrochen und vernichtet wurde. Das punische Inschriftenmaterial ist zwar reichlich, aber von großer Trockenheit und Eintönigkeit; die Berichte Außenstehender (Polybios, Appian, Diodor) beschäftigen sich lediglich mit einigen ungewöhnlichen Erscheinungen der karthagischen Zivilisation oder mit den geschichtlichen Ereignissen, soweit sie sich mit der römischen Politik berührten. Es ist heute auch kaum mehr zu erwarten, daß der tunesische Boden noch Funde wie die aufschlußreichen Tontafeln des phönizischen Ugarit bescheren wird.

So versuchten, insbesondere französische Archäologen, seit mehr als 100 Jahren die bruchstückhaften schriftlichen Quellen durch Bodenfunde zu bereichern und zu ergänzen. Die Autoren des vorliegenden Buches haben sich in den letzten 20 Jahren maßgeblich an dieser Arbeit beteiligt.

Die Erwartungen der frühen Ausgräber allerdings, die in Karthago die Häfen, Wälle, Paläste und Tempel wiederzufinden hofften, wurden vorerst nicht erfüllt. Fast alle damals und bis heute im Boden der karthagischen Hauptstadt freigelegten Ruinen stammen von der römischen Stadt, die 100 Jahre nach Zerstörung des punischen Karthago wieder aufgebaut wurde. Erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts erfolgte die Entdeckung der Nekropole von Karthago, die eine der bedeutendsten Fundstätten auf karthagischem Boden wurde, wenn auch die reichste Gruft keine Schätze aufweist, wie sie die Archäologen in mesopotamischen, ägyptischen oder gallischen Gräbern zu finden gewohnt sind. Man stieß hier hauptsächlich auf Terracottastatuetten, grobe einheimische Tonware und hie und da auf schönen griechischen Vasenimport. Selten sind die Marmosarkophage mit auf den Deckeln ruhenden Skulpturen. Zu Beginn der zwanziger Jahre wurde ein bedeutendes, mehr als 6 m unter der Erde liegendes Heiligtum entdeckt, in dem sich viele Tausend Stelen befanden, die vermutlich über den hier stattgefundenen Neugeborenenopfern errichtet worden waren, von denen bereits Diodor berichtete.

Französische und amerikanische Missionen, vor allem jedoch französische Gelehrte, legten in den nächsten Jahrzehnten weitere Baudenkmäler Karthagos frei, deren Entdeckung Charles/Picard schildern. Bedeutende Funde aus allerjüngster Zeit ermutigten daher die Autoren zu dem Versuch, ein Bild vom täglichen Leben in Karthago während der Blütezeit zu entwerfen und wie sie selbst schreiben, «... die Resultate der Ausgrabungen mit den Gegebenheiten der Texte zusammen-

zustellen und die einen durch die andern aufzuhellen. Unsere Arbeit gleicht ein wenig jener der Restauratoren, die geduldig die unzähligen Stücke einer kostbaren Vase oder einer zerbrochenen Statue zusammenfügen. Gleich ihnen werden auch wir öfter die fehlenden Teile durch eine hypothetische Ergänzung ersetzen müssen.»

G. und C. Charles leiten ihr Buch mit einem Umriß der Geschichte Karthagos ein. Es folgt die ausführliche Beschreibung der Stadt mit ihren baulichen Anlagen, soweit diese wiederentdeckt oder rekonstruiert werden konnten, weiterhin die Schilderung der karthagischen Gesellschaft und der in ihr herrschenden sozialen Probleme. Danach gehen die Autoren auf das tägliche Leben in Karthago ein: Kleidung, Schmuck, Hausrat, Erziehung, Familie, Vergnügungen usw. werden behandelt. Die folgenden Kapitel sind dem Handel, der Diplomatie, der Marine und dem Heer gewidmet. Den Schluß des Buches bildet ein Abschnitt über die großen Reisen der Karthager entlang den Küsten Afrikas und in das Innere Afrikas selbst. Eine Bibliographie findet man im vorliegenden Werk nicht. Die Verfasser verweisen dazu auf ihr 1957 erschienenes Buch «Le Monde de Carthage» (Das wiederentdeckte Karthago), das eine kritische Übersicht der Bibliographie zu Karthago enthält.

Bern

Lilo Berger-Kirchner

Ludwig Berger, *Römische Gläser aus Vindonissa.*

Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa Bd. IV. Verlag Birkhäuser, Basel 1960. 98 S. 22 Tafeln.

Die Erforschung der frühkaiserzeitlichen Gläser des Westens hat – ähnlich der der Sigillaten – ihren Ausgang nicht von Funden im Herstellungsgebiet nehmen können, sondern war auf diejenigen aus den Militärlagern Germaniens angewiesen. Die Glasfunde im Produktionsbereich (Oberitalien und Südgallien) sind, mit Ausnahme derer aus den gut datierten Gräberfeldern des Tessin, noch kaum veröffentlicht. Darum ist man bisher im ganzen gesehen über die Typologie der frühkaiserzeitlichen Gläser besser orientiert als über Fragen der Werkstätten und der Feinchronologie. Für letztere ließen sich nur erst relative Daten gewinnen, welche an die Militärgeschichte Germaniens geknüpft sind, die, wie der Fall von Haltern unlängst gezeigt hat, ihrerseits noch Neubeurteilungen unterworfen ist. Bei allen Glasfunden im Exportbereich ist zudem im Auge zu behalten, daß ihre durch Mitfunde ermöglichte Datierung hier stets auch wirtschaftsgeschichtlich bedingt ist und damit nicht unbedingt auswertbar zur Gewinnung einer absoluten «Produktionschronologie» (s. dazu unten S. 122). Für eine genauere Bestimmung der letzteren sowie der Lebensdauer der Erzeugnisse in entlegenen Verbrauchscentren reichten aber bis jetzt die gut veröffentlichten frühkaiserzeitlichen Glasfunde Germaniens, zu denen in neuerer Zeit datierte Funde aus Rätien kommen (Aislingen¹, Auerberg², Kempten³), rein mengenmäßig nicht aus.

Unter diesen Umständen ist die Veröffentlichung der Glasfunde aus dem Legionslager Vindonissa von hervorragender Bedeutung. Zwar bekommen wir hier einmal mehr römisches Glas als Exportware zu sehen und in der Typenauswahl nur «militärisches Haushaltsgerät». Andrerseits ist hier zwischen Herstellung, Versand und Verbrauch eine kürzere Zeitspanne vorauszusetzen als in Siedlungen der einheimischen Bevölke-

¹ G. Ulbert, Die römischen Donaukastelle Aislingen und Burghöfe (1959); hier im weiteren zitiert als «Aislingen».

² Vgl. Aislingen 82.

³ W. Krämer, Cambodunumforschungen 1953, Bd. I (1957); hier im weiteren zitiert als «Cambodunum».

rung, wo die ausländische Luxusware zunächst nicht erhältlich oder erschwinglich war oder erst als schon veralteter Ladenhüter Eingang fand. Die einzigartige Menge von 1500 in die Bearbeitung einbezogener Gläser des 1. Jahrhunderts – aus einer Gesamtmenge von rund 12 000 Fragmenten – bringt mit sich, daß hier manche typologisch datierbare Gläsergruppen umfangreich genug sind, um annähernd statistischen Aussagewert zu erhalten. Ferner konnte das Material stratigraphisch weitgehend in verschiedene durch Beifunde «gebrauchszeitlich» bestimmte Gruppen aufgegliedert werden. Damit ist eine neue Forschungsgrundlage geschaffen, und Lösungen mancher Probleme, die bisher auf Vermutungen beruhten, finden sich jetzt bestätigt oder wenigstens gefördert.

Der Verpflichtung, welche Berger aus den genannten Umständen erwächst, wird er durch eine vorzügliche Darstellung des Stoffes gerecht. Wer eine Vorstellung davon hat, was die Aufarbeitung eines durch Generationen dauernde Grabungstätigkeit geäußneten Fundbestandes mit entsprechend ungleichen Katalogeintragungen für einen Aufwand an Geduld und Scharfsinn erfordert, wird seine Leistung angemessen würdigen können. Fast der gesamte Formbestand wurde derart aufgearbeitet, daß neben die Beschreibung charakteristischer Stücke ergänzend die zahlenmäßige Erfassung der gleichartigen tritt. Der äußerst sorgfältigen Einzelbeschreibung von rund 240 Gläsern des 1. Jahrhunderts und 5 spätromischen Grabfunden ist die genaue Fundortangabe und darauf fußender Datierungsvorschlag beigegeben, dazu Photographien von etwa 200 und sehr gute Profilzeichnungen von 100 Stück. Zu jeder besprochenen Gruppe wird die Gesamtfundzahl angegeben, ihrerseits aufgeschlüsselt nach den für die chronologische Beurteilung aufschlußreichen Hauptfundgebieten: Lager, Schutthügel, Gräber, Unbekannt. Damit ist außer der Möglichkeit uneingeschränkter Überprüfung auch die in jeder Hinsicht gefestigte Grundlage zur Weiterarbeit mit dem Gebotenen gegeben. Die Umsicht, mit der das Material organisiert wurde, ist um so bemerkenswerter, wenn man weiß, – was aus dem Text nicht hervorgeht, – daß nicht die Arbeit eines mit römischem Glas langjährig vertrauten Spezialisten, sondern eine Dissertation (Basel) vorliegt. So wird auch verständlicher, daß der offenkundige Mangel an Autopsie in- und ausländischer Glassammlungen und unzureichende Literaturkenntnis den Autor bei einer zutreffenden Beurteilung des Befundes oftmals behindert haben. Denn die den Einzelbeschreibungen jeder Gruppe vorangestellten Bemerkungen zu Formschatz, Verbreitung, Häufigkeit oder Einzigkeit der Typen oder Gruppen können keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, sondern sind – auch wo dies nicht zum Ausdruck kommt – nur gerade für Vindonissa selbst zutreffend.

Eine systematische Darstellung eines römischen Glasbestandes ist außerordentlich schwierig, sobald, wie wünschenswert, Typologie und Chronologie gleichermaßen berücksichtigt werden sollen, und sie ist dann nur mit Hilfe ausführlicher Tabellen (wie z. B. bei Harden⁴, Camulodunum 288), welche hier fehlen, durchführbar. Wohl um die Abfolge im Auftreten der verschiedenen Glasgruppen sichtbar werden zu lassen, hat Berger die Stoffgliederung in 14 Kapitel aus jeweils ganz verschiedenen Gesichtspunkten vorgenommen: nach Herstellungstechnik (1, 9, 10), äußerer Erscheinung (1, 2, 4–6, 12), Vergleichsmaterial (3), Zweckbestimmung (9), Herkunft (10), Typen (2, 3, 9, 12–14). Dabei wird freilich Disparates zusam-

mengebracht (Kp. 3, 9 A) und öfter noch Zusammengehöriges getrennt. So erscheinen opake Gläser (Kp. 3) auch Kp. 9 A und 15; frei geblasene Trinkgläser (Kp. 9) auch Kp. 5–7. Abgesehen von der Verwirrung und Mühsal, die damit dem Benutzer beim Fehlen von Tabellen zugemutet werden, hat sich Berger so den Zugang zu wesentlichen Fragestellungen verbaut, die hier erstmals zu Ergebnissen hätten führen können und eine fruchtbarere Materialgliederung bewirkt hätten. So etwa die für eine Erfassung von Werkstattbereichen und Produktionsdauer gleich wichtige Frage nach zusammengehörigen Geschirrsätzen oder die nach dem herkunftsmäßigen Verhältnis zwischen Glas und Feinkeramik einerseits und beider gegenüber dem Metallgeschirr anderseits. Nur letzteres Gebiet wird mehrmals zusammenhangslos berührt (SS. 10, 19, 24, 39–40, 75, 78), ohne über bekannte Tatsachen hinauszuführen. Die Kapitel 1–9 A und D, 15 behandeln vorwiegend farbige Gläser der ersten Jahrhunderthälfte; Kp. 9 C, 10 C, 11–14 vorwiegend die neronisch-flavischen Gläser. Die in Cambodunum, Aislingen, Magdalensberg wie im Tessin gut bezeugte Gruppe fast entfärbter, dünnwandiger Teller, Nämpfe und Schalen ist befreudlicherweise von der Bearbeitung ganz ausgeschlossen worden (vgl. S. 5 Anm. 2). Dadurch erscheint der Formreichtum des gläsernen Gebrauchsgeschirrs (plain ware) vor allem der zweiten Jahrhunderthälfte stark verzerrt, der immerhin mengenmäßig den Hauptanteil hatte (vgl. Harden, Camulodunum 287; Aislingen 58ff.).

Mit der laufenden Durchnumerierung der beschriebenen Gläser durch alle Kapitel, womit Typen und Varianten gleichwertig nebeneinander erscheinen, folgt Ludwig Berger der Publikation «Keramik aus dem Schutthügel von Vindonissa» von Elisabeth Ettlinger (1952)⁵. Dies hat den Vorzug größter Übersichtlichkeit und genauer Zitierbarkeit. Andrerseits ist die Durchnumerierung bei Gläsern darum weniger gerechtfertigt, weil ihr Typenbestand gegenüber dem der gleichzeitigen Keramik wesentlich geringer ist, ebenso sich die Variabilität der Typen in engeren Grenzen hält. So taucht denn auch unter den vorgelegten Gläsern kein einziger bisher unbekannter Typ auf, entgegen der Meinung von Berger (S. 46 zu Nr. 105–106; S. 57 zu Nr. 162–164). Zudem besitzen wir dank dem 1957 erschienenen Büchlein von C. Isings, Roman Glass from Dated Finds, auf welches sich Berger in seinen Parallellisten durchwegs stützt, eine Aufstellung sämtlicher Gläsertypen des Westens, aufgeteilt nach chronologischen Hauptabschnitten. Dieser numerierten Liste wird für die Formdefinition der römischen Gläser weiterhin dieselbe Bedeutung zukommen, welche die Dragendorffschen Typenziffern seit Beginn des Jahrhunderts für die Sigillatagrundtypen erlangt haben. Eine Beifügung der Isingschen Typenziffern, die mit 79 den Formbestand im Westen im 1. Jahrhundert n. Chr. lückenlos umfaßt, wäre so bei den einzelnen Kapiteln durchaus das Gegebene gewesen. Berger hätte damit vermieden, gewisse eindeutige Glastypen nur darum in ein Sammelkapitel 15 «Verschiedene Gläser» zu relegieren, weil sie zufällig nur mit 1–2 Stück vertreten sind. Auch unnötiges eigenes Typologisieren wäre damit in Wegfall gekommen (Kp. 7, 9 A, B, 12). Man sollte nicht außer acht lassen, daß Typologie nur als Instrument zur Einsicht in (kultur)geschichtliche Vorgänge sinnvoll ist; losgelöst von solchen Fragestellungen verfällt sie leicht der ihr innewohnenden Tendenz zu unfruchtbare Wucherung.

Diejenigen Ausgrabungsbefunde, welche die Grundlage zu den Datierungsvorschlägen abgegeben haben, hat Berger im überaus nützlichen Anhang I «Datierte Fundstellen» zusammengetragen. Es sind Abfallgruben innerhalb des Lagers

⁴ C. F. C. Hawkes und M. R. Hull, Camulodunum/Colchester (1947). D. B. Harden, The Glass 287ff.; hier weiterhin zitiert: Harden, Camulodunum.

⁵ Hier im weiteren zitiert: EV.

(tiberisch bis neronisch), der Schutthügelostteil (ca. 25–60/75, vgl. EV 108), der Schutthügelwestteil (60/75–100 n. Chr.), dazu eine Lagergrube (2) und ein Grab flavischer Zeit. Ein Hauptanliegen der Glasforschung ist nun, zu einer feineren Chronologie der Produktions- und Gebrauchsauer der frühkaiserzeitlichen Gläser zu gelangen. Dieses Ziel ist in Vindonissa durch ein glückliches Zusammentreffen von großem Fundanfall und zeitlicher Begrenzung einzelner Fundkomplexe, vor allem aus der «tiberischen» Grube 23, und den bis 120 cm und tiefer gelegenen Schichten des Bassins der Thermengrabung von 1932 in greifbare Nähe gerückt. Während sich für die in Vindonissa früheste Gruppe der Mosaikband-, Reticella- und Millefiorigläser mangels genügenden Vorkommens keine neuen Einsichten ergeben, sind die Voraussetzungen für die opaken, die gefleckten und die Fadenbandgläser (Kap. 3–6) günstig. Leider hat hier eine Verkettung von Umständen die chronologische Ausdeutung des sich abzeichnenden Tatbestandes beeinträchtigt, weshalb Berger die termini post und ad quem der Produktionszeit der genannten Gläser unseres Erachtens zu spät ansetzt. Die Gruppen Kap. 4–6 werden als spät- bzw. nachtiberisch bezeichnet; dies einerseits deshalb, weil sie in der als rein tiberisch bezeichneten Grube 23 «noch nicht» auftreten (S. 31, 34, 37) und andererseits darum, weil B. die Funde vom Auerberg noch mit dem Erstbearbeiter Jacobs (1907) «um 30–50» ansetzt (S. 17, 22, 36, 38), während schon seit Loeschkes Halternpublikation (S. 141 Anm. 2, vgl. Aislingen 82) die richtige Datierung, rein tiberisch, feststeht (G. Ulbert, der die Funde neu bearbeitet, teilt uns brieflich mit [10. März 1962], daß die Funde vielleicht noch in frühclaudische Zeit reichen). Ferner ist B. die 1957 erschienene Veröffentlichung der Gläser von Cambodunum/Kempten durch Haevernick und Schleiermacher entgangen, welche Gläser der genannten Gruppen in datierter Feinstratigraphie ergab. Die fruhiberische Schicht I (vgl. Cambodunum 36, 55) ergab sowohl geflecktes wie Fadenbandglas (a. O. 62). Beide Sorten, dazu Überfangglas bot der Auerberg. Diesem Befund entsprechen die von Berger S. 33 und 36 zitierten tiberischen Grabfunde von Locarno und Este. Wie erklärt sich nun demgegenüber in Vindonissa der «noch nicht-Befund» für gefleckte, Überfang- und Fadenbandgläser in der «tiberischen» Grube 23, 1928? Berger bietet selbst an versteckter Stelle die Handhabe zu einer möglichen Erklärung (S. 26, Anm. 57): «Von den opaken keramikähnlichen Funden verteilen sich 57, das sind 90 % der hinsichtlich ihrer Fundstelle näher bestimmten und mehr als ein Drittel des Gesamtbestandes, über die tiberische Grube 23, 1928 und über die tiberisch-frühclaudische Bassinauffüllung der Grabung 1932. Sind sie etwa mit Schutt, der zu einer bisher noch nicht gefundenen vortiberischen Siedlung gehört ... in die beiden Abfallstellen gekommen?» Schon im Jahresbericht der Gesellschaft Pro Vindonissa 1953/54, 38 hat R. Fellmann festgestellt, daß auf Grund von Keramikfunden im Lagerbereich mit einem vortiberischen Posten zu rechnen ist, den E. Ettlinger nach freundlicher Mitteilung später als die von Basel und Zürich, also spätaugusteisch ansetzen möchte. Das massenhafte Auftreten von opakem Glas in Grube 23, 1928 und den entsprechenden Bassinschichten, in der auch spätaugusteische Arretina lagen, weist darauf hin, daß hier spätaugusteischer Schutt zugeführt worden ist und nicht erst tiberischer. So könnte sich zwangslös erklären, daß in Grube 23, 1928 die sicher tiberisch einsetzenden Gruppen von gefleckten, überfangenen und Fadenbandgläsern noch nicht in Erscheinung treten.

Der terminus ad quem für die in Kap. 1, 4–6 behandelten Gruppen wird darum etwas zu spät angesetzt – bis spätnero-

nisch – (S. 11, 34, 37), weil Berger, ohne den methodisch wesentlichen Unterschied zwischen Produktions- und Gebrauchsauer zu beachten, diesen Terminus kurzerhand nach den stratigraphisch gewonnenen Datierungen der Gläser von Colchester/Camulodunum bestimmt, deren Aussagewert für andere Fundorte er darum weit überschätzt. In Camulodunum wiederholt sich, wie natürlich, bei den Gläsern dieselbe Situation, welche für die Importe «arretinischer» Keramik festzu stellen war (Camulodunum 178ff.; H. Compton, AJA 53, 1949, 328ff.; EV 122). Die Arretina wurden zwar sämtlich schon in Periode I (vor 43 n. Chr.) eingeführt, 5/6 davon jedoch erst in Perioden II–VI (43–65 n. Chr.) verkauft bzw. in Gebrauch genommen, d. h. zu einer Zeit, da sie typologisch gesehen bereits «veraltete Ladenhüter» waren. Nachfolgend stellen wir nun die Anteil- bzw. Stückzahl der hier interessierenden frühkaiserzeitlichen Glasimporte für dieselben Perioden zusammen (nur aus bestimmter Schicht).

Camulodunum	Periode		Berger	Camulodunum
	I (10–43)	II–VI (43–65)		
Streifenmosaik ..	–	1	S. 16	S. 293
Reticella	–	1	S. 11, 16	S. 293
Millefiori	–	5	S. 17	S. 292f.
Opake	1	13	S. 30	S. 298
Gefleckt/Begrißt	–	7	S. 34, 36	S. 296f.
Überfangene	1	5	S. 38	S. 297
Fadenband	1	5	S. 31–32	S. 294f.
Total	3	37, dazu aus Periode II–VI un- geschieden: 12		

Daß die Produktionsdauer der 4 ersten in der Tabelle aufgeführten Glasgruppen mit der mittel- und oberitalischen Arretina höchstens parallel geht, vielleicht eher schon früher abbricht, bezeugen auch die von Berger angeführten nordalpinen, gut datierten Parallelen (S. 16, 30), wobei er allerdings das von K. Kraft neuerschlossene Enddatum der Besetzung von Haltern als Legionslager (BJB 155/156, 1955/56, 95ff.) nicht berücksichtigt (S. 17, 22, 29–30). Es zeichnet sich also für Colchester aus geographischen, politischen und wirtschaftsgeschichtlichen Gründen in der Frühkaiserzeit für Glas wie Keramik eine sehr große Zeitspanne zwischen Produktions- bzw. Importzeit einerseits und Verbrauchs bzw. Gebrauchsauer andererseits ab. Es ergibt sich, daß genau wie den «Arretina», so auch den produktionszeitgleichen Gläsern des Platzes keinerlei datierender Wert für die Bestimmung der Produktions- oder der Gebrauchsauer an den rheinisch-rätischen Militärplätzen zukommt.

Als Anhang II ist eine außerordentlich verdienstliche tabellarische Darstellung der wichtigsten Funde der von Chr. Simonetti 1941 veröffentlichten «Tessiner Gräberfelder» zusätzlich von 25 Gräbern der Nekropole von Tenero beigegeben. Anlaß hiezu boten die vielfachen Vergleichsmöglichkeiten der reichen Glasbeigaben mit dem Bestand von Vindonissa. Dabei kommt B. unter Heranziehung der ausgezeichneten Vorrarbeit von N. Lamboglia in dessen Rezension (Rivista di Studi Liguri 9, 1943, 163ff.) zu oft gültigerem, meist etwas jüngerem Ansatz des Bestattungsmomentes. Dies vorwiegend auf Grund folgerichtiger Berücksichtigung der Münzprägedaten sowie der Stempel der oberitalischen Sigillaten. Die überaus anregende Aufstellung wird zu weiterer Diskussion Anlaß geben, wie denn nicht das kleinste Verdienst des anzugebenden Bandes ist, durch beispielhaft sorgfältige Bereitstellung des Materials die Forschung erneut in Gang zu bringen.

Bei den von Berger in der *Einleitung* genannten Fabrikantenstempeln der Glasflaschen aus Linz (S. 7; vgl. Année Epigraphique 1955, 101) handelt es sich um zwei verschiedene Stempel; der von Berger einzig genannte ist unrichtig zitiert. Die Stempel lauten: SENTIA SECVNDA FACIT A Q(uileiae) VITR(a) und SENTIA SECVNDA FACIT A QVILEIAE. Bemerkenswert ist, daß diese Glasmacherfamilie mit größter Wahrscheinlichkeit aus dem heutigen Libanon eingewandert ist, wo in Beirut und Baalbek 11 Mitglieder der Gens nachgewiesen sind (R. P. Mouterde, Mél. Université St-Joseph, Beyrouth 36, 1959, 69). Wird der Glasimport aus dem Ostmittelmeergebiet voraufgegangen sein, so folgte ihm zweifellos bald die Verlegung von Werkstätten nach Aquileja selbst.

Kap. 1. Die geformten Buntgläser. Tabelle 9 vermittelt ein nur für Vindonissa zutreffendes Bild des Formrepertoires. Die achatimitierenden, in der Literatur meist Onyx genannten Gläser sind keine Untergruppe von D (marmorierte), sondern eine Species für sich mit besonders reichem Formschatz und, zusammen mit den Streifenmosaik- und Reticellagläsern, ausgesprochen früher Zeitstellung. Entgegen der Feststellung S. 7f. ist Millefioriglas in «römischer Technik» heute erfolgreich hergestellt worden (F. Schuler, Archaeology 12, 1959, 47ff.). Die S. 12 genannte Zahl von 3 Streifenmosaikgläsern und 10 Reticellagläsern erhöht sich durch Stücke im Landesmuseum Zürich (im weiteren hier SLMZ) um je eines (Nrn. 13814 und 19376). Das geblasene Krüglein Nr. 14, zu dem ein grün-rot-gelbes Fragment aus Allmendingen im Historischen Museum Bern (Nr. 29121) zu vergleichen ist, hat, wie schon die Datierung um 100 besagt, nichts mit den Kölner Millefioriflächchen des 3. Jahrhunderts zu tun.

Kap. 2. Einfarbige Rippenschalen. Diese Gefäße können einzig durch Formguß hergestellt worden sein (vgl. F. Schuler a. O. 49). Die Typen Nr. 28 und 29 sind in Aislingen mit 5 bzw. 28 Stück als gut claudisch-neronisch bezeugt (Aislingen 62, Taf. 13, 28–29, 31) und somit sicher nicht ins spätere 1. Jahrhundert zu datieren (S. 18). Es geht nicht wohl an, die Scherbe 1932: 1870 (S. 20/21) aus dem Bassin 1932, Tiefe unter -150 cm, als einzige, und nur um die Datierung zu stützen, als «aus den flavischen Schichten heruntergerutscht» zu bezeichnen, während sonst alle Funde aus den Schichten unter -120 cm ausnahmslos als tiberisch-fühclaudisch bestimmt werden (passim und S. 90f.). Allerdings wird ASA 35, 1933, 8 festgestellt, daß die Münzen der Schichten -120 bis -180 bis Domitian reichen, worauf sich Berger aber nirgends bezieht.

Kap. 3. Gläser mit keramikähnlichen Profilen. Genannt sind ausschließlich Gläser mit sigillataähnlichen Profilen. Dabei werden opake und transparente Gläser nicht getrennt behandelt, weshalb nicht erkannt werden konnte, daß es sich hiebei sowohl um typologisch wie chronologisch weitgehend differenzierte, geschlossene Gruppen handelt. Es wird nicht in Rechnung gestellt, daß diese Gläser nicht mit den südgallischen Formen des ersten Jahrhundertviertels, sondern den oberitalischen in Beziehung zu setzen sind, aus welchem Gebiet sie auch sicher importiert wurden. Die Becher Nr. 96 und 97 wären hier anzuschließen.

Kap. 4. Fadenbandschälchen. Das Kapitel ist durch den Aufsatz von Thea Haevernick (Saalburg Jahrbuch 17, 1958, 76ff.) überholt, die die Gruppe monographisch behandelt. Er bestätigt den Schwerpunkt des Vorkommens in claudischer Zeit und stellt westoberitalische Herkunft sicher. Dort ist auch das Stück aus Juellinge richtig als «Erbstück» in einem Grab-

zusammenhang des 2. Jahrhunderts erkannt (a. O. 87), während Berger in Unkenntnis der neueren Literatur zum Gegenstand, das ganze Grab nach der ältesten Beigabe, dem Fadenbandglas, ins 1. Jahrhundert datiert (S. 32).

Kap. 5. Gläser mit buntgefleckter Oberfläche. Zum Formrepertoire S. 33 sind Becher Isings 12 und Modigli (vgl. J. H. C. Kern, Archaeologia Classica 8, 1956, 56ff.) nachzutragen. Zum Kelchfragment Nr. 65 stellt sich der blaue, gerippte Glaskelch mit weißem «splash» im SLMZ (Nr. 13321/19452). Nr. 67 mit «erhabenen Punkten und Spritzern» gehört zur Untergruppe der im Anschluß an die keramische Entsprechung (EV 38ff.) gemeinhin als «begriest» bezeichneten Gläser. Technisch wie zeitlich sind die Gläser mit aufgesetzten, meist andersfarbigen Glaskörnern und -brockchen, wie Nr. 85 Kap. 7, hier anzuschließen, dazu zwei weitere Kelchfragmente, SLMZ Nr. 15465 (bläulich mit blauen Brocken) und einst Antiquarium Aarau (Nr. 1986, grün mit weißen Brocken). Die nach Fremersdorf zitierten Parallelen aus Kempten (S. 36) sind veröffentlicht in Cambodunum 62, Nr. 14, 17, 20, 22. An der Datierung des Delphinenkelflächchens von Richborough um 80/90 n. Chr. (S. 34, 36) braucht, wie uns D. B. Harden mündlich bestätigt, nicht gezweifelt zu werden, zumal ein scheinbar verspätetes Stück in einem Grabinventar immer auch als «Erbstück» erklärt werden kann.

Kap. 6. Überfangglas. Obwohl «die große Masse der kleinen Wandscherben ... von Schälchen wie Nr. 104» herrühren (S. 37), werden hier nur Kelche beschrieben Nr. 76–79. Nachzutragen ist das große Kelchfragment im SLMZ (Nr. 4403/1) goldgelb-weiß mit arretinisch-frühsüdgallischem Lippenprofil Dr. 11. Zur sicher schon spätburgsteisch-tiberischen Herstellung der technischen Species s. oben S. 122. Abgesehen von dem von Berger nicht vermerkten Zusammenhang dieser mit den opaken Gläsern spricht dafür auch der typologische von Nr. 104 mit den späthellenistisch-augusteischen, emailbemalten Schälchen, die Isings auch entsprechend gemeinsam behandelt (Isings S. 30).

Kap. 7. Standfußkelche und Kantharoi. Die Typologie ist hier verwirrt, da Kantharoi häufig, aber nicht immer selbst Standfußkelche sind. Wie Isings klar herausgestellt hat, wäre zu unterscheiden a) kugeliger Fußpokal (Isings 40 = Morin-Jean 99, hier Nr. 81–82); b) Kantharos, per definitionem immer mit Ohrhenkeln, daneben standring oder Fuß; c) henkelloser Fußkelch, ähnlich der Sigillataform Dr. 11 (Isings 36 a, hier Nr. 80, ferner das große Fragment im SLMZ Nr. 13321); Nr. 84 und 65 können zu Isings 36a oder 38a gehören. Zur Gesamtgruppe gehören ferner die Nrn. 65, 76–79 aus den Kap. 5 und 6.

Kap. 8. Einfarbige Kannen und Doppelhenkelflaschen. Zusammen mit den in Kap. 5–7 behandelten Geschirrtypen bilden diese Gießgefäße das gläserne Trinkservice der Frühkaiserzeit. Die plastischen Henkelattaschen mit Masken aus dem bacchischen Kreis werden auf Bronzegeschirr seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. zunehmend geläufig, von wo sie auf Keramik und später auf Glas bis in die Spätkaiserzeit übernommen werden. Nr. 90 und 93 zeigen Frauenmasken der Neuen Komödie, die sowohl mit offenem wie mit geschlossenem Mund dargestellt werden (vgl. etwa Fremersdorf II, Taf. 12⁶). Nr. 91 ist keine Silens-, sondern eine mißratene Frauenmaske.

Kap. 9. Frei geblasene Trinkgefäß. Es werden vor allem einfarbige bzw. entfärbte Becher behandelt.

A. Eiförmige Becher und kugelige Schälchen. – Es geht hier eigentlich um 3 typologisch-chronologisch zusammengehörige Kleinformen (Isings S. 44). 1. Becher Isings 29 (= Hofheim 4 bzw. 3 A, hier Nr. 94, 96, 97). 2. Zylindrischer Napf mit

⁶ F. Fremersdorf, Das naturfarbene Glas in Köln (1958); hier zitiert Fremersdorf II.

flachem, gedelltem oder spitz aufgezogenem Boden Isings 12 (= Hofheim 1B, 2, 1A, hier Nr. 98, 99, 102). Nr. 102 ist auf Taf. 17, 20 irrig als Halbkugelschälchen rekonstruiert trotz des richtigen Verweises auf Hofheim 1A (S. 45). 3. Halbkugelschälchen mit eingezogenem Rand, niedere Variante von Isings 12 (hier Nr. 100, 101, 104). Zu dem verbreiteten Typ 104 (vgl. etwa Harden, *Camulodunum* Nr. 73) werden keine Parallelen gegeben. Nr. 95 ist nicht «eiförmig»; der nicht vermerkte Trichterrand weist schon in die zweite Jahrhunderhälfte.

B. Becher mit massiver Standplatte. – Da die verschiedensten Bechertypen des 1. Jahrhunderts solche Bodenformen haben, kann eine sinnvolle Bechertypologie sich nur nach dem Gefäßaufbau richten. Die Aufstellung der Gruppe ist abwegig und dieser «bisher unbekannte konisch zu ergänzende Bechertyp» (S. 46) zu streichen. Die einzige genannten Bodenfragmente Nr. 105–106 können ebenso gut zu Ampullenflaschen wie Nr. 191 gehören (vgl. zu Kap. 13).

C. Faltenbecher. – Daß mit Nr. 107–108 nur die gestrecktwandige Form Isings S. 47 Mitte vertreten scheint, wird Zufall sein. Ebenso häufig ist im 1. Jahrhundert die geschweiftwandige Form Isings 32/35, zu der die angeführte Parallele von Locarno-Branca gehört (S. 46). Beispiele aller Varianten häufig in Pompeji (Eisen⁷ fig. 125; Spinazzola Taf. 228⁸). Nr. 109 kann zu einer ebenda häufigen Flasche gehören (Eisen fig. 129).

Kap. 10. Gläser des syrisch-römischen Werkstattkreises. Östlicher Herkunft sind hier nur die Gläser der Gruppen A und B, wobei Nr. 121 und 124–125 doch eher oberitalisch-südgallischer Herkunft sein dürften. Zu den Götterbechern (Gruppe B) ist außer den Berger bekannten Parallelen von Črnelo und Kertsch (S. 51) ein Becher der Moore Collection (jetzt Yale University Gallery) nachzutragen. Zu diesen Bechern gehören Flaschen, die jeweils drei Götterfiguren in Relief tragen. Bekannt sind uns eine in der Moore Collection (jetzt a. O. = Eisen 232 Taf. 46 und 47), eine in der Collezione San Giorgi, Rom (Eisen 233), eine aus Dura-Europos (Yale University Gallery). Syrische Herkunft scheint für die ganze Gruppe durch die gesicherten Fundorte anzunehmen. Für die Gruppe C, *Leicht konische Becher mit Tränendekor* wird man besser bei der herkömmlichen Bezeichnung des Motivs als «Lotosknospe» (lotosbud) bleiben, zumal die beträchtlich großen «Tränen» stets aufwärts tropfen würden. Es handelt sich um den Becher Isings 31, der in Pompeji häufig genug ist (vgl. A. Maiuri, Museo Nazionale di Napoli [1957], Farbtafel S. 148) und dort auch von einer Reihe anderer Formen begleitet wird (Eisen figg. 125, 129, 131–132; Spinazzola Taf. 228), um dort ebenso wie in Vindonissa Import aus dem Osten auszuschließen. Der S. 52 angeführte Becher der Collection R. W. Smith ist Nr. 71, nicht 171 des Kataloges⁹. Gruppe D, *Rippenschälchen mit eingezogener Schulter*, ist nicht so selten wie Berger (S. 55) meint und gerade auch in Italien belegt (Aquileja, Museum; Este, Necropoli Sud, tomba 23, Museum ebda.). Die Form ist offensichtlich abhängig von «Enniontypen» oberitalischer Werkstätten. Das von Berger S. 55 f. zitierte Fragment aus Colchester wird von Harden (*Camulodunum* 300, Nr. 48) auch eindeutig der «syrisch-italischen» Gruppe zugewiesen, nicht der «römisch-syrischen», wie B. ungenau übersetzt.

Kap. 11. Zirkusbecher. Es ist bedauerlich, daß Berger nicht für nötig erachtet hat, den 1958 erschienenen Beitrag des heute besten Kenners römischer Gläser, der seit langen Jahren eine Monographie über die Gruppe vorbereitet, einzuarbeiten (D. B. Harden, *A Roman Sports-man Cup*, Archaeology 11, 1958, 2ff.), sondern sich mit einem flüchtigen Hinweis begnügt (S. 58 Anm. 95, S. 67 Anm. 104). Die über 20 Becherfragmente

von Vindonissa machen demnach nicht «fast ein Drittel der zurzeit bekannten Fundstücke» (S. 56) aus, sondern weniger als ein Viertel, da Harden (a. O.) 89 Stück kennt. Soweit sich aus den gelegentlichen Angaben erschließen läßt, zeigen die meisten Becher aus Vindonissa die zylindrische Form; Nr. 160 dagegen sicher, Nr. 161 vielleicht die Form mit abgewinkeltem Steilrand, wie der Becher von Sopron-Oedenburg (Harden a. O., farbiges Deckblatt). Die Fragmente Nr. 162–164 mit Athletenszene zeigen keinen «bisher unbekannten Bildtyp» (S. 57), da er von Harden (a. O.) genannt wird; ein Vorkommen, nach Hardens freundlicher mündlicher Mitteilung in Nijmegen. Nr. 163, mit Gewandsaum über dem erhaltenen Bein, gehört zudem, wie Nachprüfung am Original sicherstellt, nicht zu einer Athletenszene. Zu dem bis jetzt frühesten datierten Zirkusbecher von Vetera (S. 59) gesellt sich jetzt das gleichfalls claudisch-neronisch datierte Fragment von Kastell Burghöfe, in dessen 1959 erschienener Veröffentlichung der Aufsatz von Harden bereits ausgewertet ist (Aislingen 6of. Abb. 11, 2). Den «Überlegungen, auf Grund deren Italien als mögliche Heimat der Zirkusbecher gleichberechtigt neben Gallien treten wird» (S. 60), wird man sich kaum anschließen können. Harden hat a. O. gezeigt, daß – wenn auch die Ableitung der Form der Zirkusbecher von oberitalischen «Enniontypen» möglich wäre – so doch die fehlende Überschneidung der Verbreitungsgebiete von «Enniontypen» und Zirkusbechern die Formentstehung der letzteren in Italien unmöglich macht. Ausschlaggebend ist hier die schon von H. Comfort (RE suppl. VII sp. 1327) und G. Richter (The Room of Ancient Glass, Metropolitan Museum [New York 1930] 16) betonte direkte Beziehung dieser zylindrischen Glasbecher zur südgallischen Sigillataform Dr. 30, welche Berger nicht erwähnt; ebenso die eindeutig im Westen zentrierte Verbreitung der Zirkusbecher, von denen bei 89 Funden nur 2–3 aus Italien und 2 aus Rätien bekannt sind. Es bleibt so bei der schon von Kisa vertretenen gallischen Herkunft, welche Harden a. O. auf Werkstätten im Bereich von Lyon eingrenzen möchte. Daß auch der «Erfindung» in diesem Bereich nichts im Wege steht, zeigt das erste Auftreten von Gladiatorenzenen auf den genannten Sigillataäpfeln Dr. 30 in La Graufesenque in neronischer Zeit, wie G. Ulbert bemerkt hat (Aislingen 61). Daß Darstellungen dieser Art auf Trinkgeschirr aber keineswegs erst mit den uns *namentlich* überlieferten Gladiatoren einsetzen, zeigt etwa der spätburgundische Acobecher mit Gladiatorenkampf vom Magdalensberg (Carinthia I 149, 1959, 63ff. Abb. 81f.).

Mit Rücksicht auf die in Aussicht stehende monographische Behandlung der genannten Bechergruppe durch D. B. Harden seien zum Fundverzeichnis S. 6off. nur zwei schweizerische nachgetragen: einzoniger dunkelblauer Becher Typ Dr. 30 mit Gladiatorenzenen in mehreren Fragmenten aus Grab 160 von Bern-Roßfeld (Hist. Mus. Bern Nr. 26365 und 26366) und dunkelblauer Quadrigenbecher in 5 Fragmenten mit Buchstabenresten IE, EVA, von Bern-Enge (Hist. Mus. Bern Nr. 29661). Berger Nr. 24 von Chavagnes befindet sich jetzt in der Collection Smith (Nr. 72 mit Photo). Nr. 35 von Montagnole ist jetzt in New York (Eisen pl. 61 und G. Richter a. O. 16 fig. 17). Nr. 38 von «Egiwald» meint Engehalbinsel bei Bern, gefunden 1879. Nr. 39 von Sopron-Oedenburg ist jetzt in der Collection Smith, neuveröffentlicht von D. B. Harden (Archaeology 11, 1958, 1ff.).

⁷ G. Eisen, Glass I (New York 1927), hier zitiert: Eisen.

⁸ Le Arti decorative a Pompeji (1928), hier zitiert: Spinazzola.

⁹ R. W. Smith, Glass from the Ancient World. The R. W. Smith Collection (1957), hier zitiert: Smith, Collection.

Kap. 12. Becher mit Facettenhohlschliff und Verwandtes. Die Angabe (S. 67), daß der geometrische Facettenhohlschliff in der Frühkaiserzeit «nur auf einer Reihe bestimmter Becherformen» (gemeint ist Isings 21) «auftritt», ist irrig. Im Schatzfund von Bagram sind viele Typen von Glastafelgeschirr mit diesem Facettenhohlschliff vertreten (Cahiers de Byrsa III, 1953, Taf. 6–8). Damit fällt auch die folgende Bemerkung dahin, «die Übernahme der Dekorationstechnik auf größere Gefäße, etwa auf Flaschen und große Schalen, scheint nicht vor dem 3. Jahrhundert geschehen zu sein». Schien noch bis vor kurzem in den Westprovinzen im 1. Jahrhundert einzig der Becher Isings 21 vorzukommen, so zeigt der Neufund eines Fläschchens aus einem Grab in Szombathély mit demselben, durch plastische Reifen in Zonen aufgeteilten Schliffdekor und das durch Beifunde ins späte 1. oder frühe 2. Jahrhundert datiert ist, daß auch im Westen durchaus auch andere Formen vorkamen (Archaeologia Ertésitö 88, 1961, 288 fig. 4 und 238 fig. 2). Die genannten Funde von Bagram, die im 1. Jahrhundert einsetzenden entsprechenden Funde von Dura-Europos, deren Veröffentlichung bevorsteht, ferner die neugefundenen Schalen von Palästina mit Facettenhohlschliff, die durch Papyrusdokumente in hadrianische Zeit datiert sind (Ill. London News Nov. 11, 1961, fig. 3) und das Fläschchen von Szombathély legen den Primat des Ostens für die «Erfindung» des Facettenhohlsliffes wohl endgültig fest. Dabei wird der Überlieferungsweg der Technik ebenso über Unteritalien wie über Aquileja gegangen sein. Wie dem auch sei, der von Ekholm 1936 aufgestellte «Prototyp» zu Isings 21, ein singulärer Becher in Pompeji (Berger, Form I S. 68), der zudem gar keinen Facettenhohlschliff aufweist, hat aus der Diskussion auszuscheiden. Im übrigen hat sich Ekholm seit der Berger einzig bekannten Arbeit von 1936 verschiedentlich weiter mit diesen Bechern beschäftigt (Viking 1956, 81–96; Fornvänner 5/6, 1956, 246ff.; besonders Acta Archaeologica, Kopenhagen 17, 1956, 35–59). Die von Berger versuchsweise aufgestellte Formreihe zum Becher Isings 21 ist abgesehen vom irrgen Ausgangspunkt (I) darum wenig hilfreich, da sie nach Dekoranordnung oder Technik Verschiedenes in eine weder typologisch noch chronologisch schlüssige Reihe bringt. Die von Eggars und Werner eingeführten Typenbezeichnungen werden zur klaren Formerfassung weiterhin genügen:

Eggars	Werner	Isings	Berger
185	= 185 a	= 21	= II–III = formgeblasen
185	= 185 b	= 21	= IV = formgeblasen
187		= p. 38	= V = frei geblasen

Neben Einzelvarianten des Facettenschliffdekor von Eggars 185a heben sich auch in Vindonissa zwei feste Schemata für den Schliffdekor heraus: 1. Ungegliedertes Rautenfacettennetz wie Nr. 187, Aislingen (Aislingen Taf. 13, 15), Günzburg (a. O. Abb. 10, 1), Bregenz (a. O. Abb. 10, 3), Unterkirchberg (a. O. Taf. 68, 2) und 2. Zonenteilung mit ein- oder mehrzeiligen Ovalschliffbändern wie Nr. 176 und 178, Aislingen (a. O. Taf. 13, 14), Unterkirchberg (a. O. Taf. 68, 1). Zu weiteren Parallelen und Nachahmungen in Keramik vgl. G. Ulbert (a. O. 59f.). Die Fragmente Nr. 182–182a mit geschliffenem Lotosdekor sind im Motiv an die in Kap. 10 C behandelten Becher mit formgeblasenem Ornament anzuschließen. Die Gattung ist nicht so unbekannt, wie Berger meint (S. 74), und in Pompeji vertreten. Nr. 182 mit liegenden Lotosblättern ist mit dem pompejanischen Skyphos (Eisen pl. 62 oben = Fremersdorf, Festschrift A. Rumpf (1952) 80 fig. 3) und dem Doppelhenkelkännchen aus Köln (Fremers-

dorf a. O. Taf. 18, 2) zu vergleichen. Nr. 180, 181, 182a gehören zu Bechern wie Eisen pl. 63 unten links).

Kap. 13. Balsamarien und Badefläschchen. Für die bunten Kleinbalsamarien wie Nr. 183–184 = Isings 6 wird man, wie für die aus den Tessinergräbern, mit Haevernick (a. O. 87) westoberitalische Herkunft annehmen. Nr. 191 ist kein Balsarium, sondern eine Flasche. Dieser selbständige Typ von konstanter Größe (18–24 cm) Isings 72 kann nicht «auch der formale Nachfolger der spindelförmigen Tonampullen Haltern 30» (S. 75) sein, die im Schutthügelwestteil noch vorkommen (EV 237) und seit ihrem Auftreten in späthellenistischer Zeit auch in Glas geblasen wurden (z. B. Eisen pl. 43b; Smith, Collection nr. 157; Fremersdorf II Taf. 95 oben rechts). Ein ganz erhaltenes, hellblaues Stück wie Nr. 191 aus einem Grab von Vidy, 23 cm hoch, ist im Historischen Museum Lausanne (Nr. 24585).

Kap. 14. Vier-, sechsckantige und zylindrische Flaschen, Urnen. Hier werden die nicht-entfärbten Bandhenkelflaschen und gehenkelten Deckelurnen (Isings 63/64) offenbar deshalb zusammengefaßt, weil beide auch zur Brandbestattung Verwendung fanden. Von dem sepulcralen Beigeschmack, den die moderne Umgangssprache dem Wort angeheftet hat, ist der rein typologische Begriff «Urne» durchaus freizuhalten. Eine «Flaschenurne» (S. 78) ist ebenso ein Unding wie die «Aschenurne in Form einer Flasche» (Nr. 201). Es fehlen hier sämtliche unverzierten Töpfe, Urnen, Schalen, Schüsseln aus entfärbtem bzw. naturfarbenem Glas des 1. Jahrhunderts (Isings 62, 67–68), die kurzerhand ausgeschieden wurden.

Kap. 15. Verschiedene Gläser des 1. Jahrhunderts. Die Skyphoi Nr. 213, 227a sind ein geläufiger Typ der in Kap. 7 behandelten Trinkgefäß. Zum Ohrhenkelskyphos Nr. 214 sind die frühkaiserzeitlichen Stücke aus Pompeji (Eisen pl. 62 oben) und Bagram (J. Hackin, Nouvelles recherches archéologiques à Bagram; Mém. Dél. franç. en Afghanistan 11, 1954, 105 Nr. 121 fig. 270–273) zu vergleichen. Das emailbemalte Fragment Nr. 216 von einem Schälchen Isings 12 gehört zu einer frühkaiserzeitlichen Gruppe, von der sich Ausläufer nördlich der Alpen offenbar noch in tiberischen Fundzusammenhängen finden (vgl. Cambodunum 62 Nr. 23 Taf. 11). Rippung von Hals und Bauch findet sich sowohl bei den konischen Henkelflaschen Hofheim 13 = Isings 55 (vgl. Fremersdorf II Taf. 8), wie bei der kugeligen Form Isings 52b (vgl. Fremersdorf II Taf. 13). Nr. 224 ist kein Balsarium, steht auch typologisch in keinem Zusammenhang mit den bunten Vogelbalsamarien, sondern ein Rhyton bzw. Guttus. Dazu ausführlich O. Vessberg, Opuscula Archaeologica, Lund, 7, 1952, 148f., pl. 10, 1–2 und 20, 4–5).

In dem sorgfältig gedruckten Band sind nur wenige Versehen, unrichtige Tafelverweise oder Zitate anzumerken. Unschön ist der wechselnde Gebrauch von «tiberisch» und «tibetianisch». Die den Kapitelüberschriften nachgesetzten Tafelverweise sind fast durchwegs unvollständig. S. 15, 17, 37: lies «Glass from the Ancient world (statt Ancient); S. 36: lies «Bagnolo nel Bresciano» (statt nei); S. 27 zu Nr. 36: lies «Grube 23, 1928» (statt 231, 928); S. 69, Zeile 39: lies «Form III–IV» (statt Form V); S. 90 unten zu Bassinauffüllung, Zeile 7: lies «abgebaut» (statt aufgebaut); S. 29 zu Nr. 46: lies «Tf. 17, 26» (statt 17, 46); S. 57 unten lies: «Tf. 10, Nr. 162–164» (statt Tf. 9); S. 60, Zeile 8: lies «Nr. 19, 47» (statt 46); S. 66 zu Nr. 37: lies «Tf. 10, Fig. C» (statt F); S. 85 zu Nr. 227a: lies «Tf. 14, 227a» (statt Tf. 15); S. 15 zu Nr. 15: lies «Simonet ... Abb. 29, 3» (statt 22, 3); S. 16, Streifenmosaikglas, zu Camulodunum: es handelt sich um 1, nicht um mehrere Randfragmente; S. 17: Millefioriläser, zu Camulodunum lies «3

Scherben aus Periode IV, 49–61 n. Chr.» (statt 4 Scherben aus Periode IV, 61–65 n. Chr.); S. 22, zu Locarno, Minusio: lies «Simonett, Gräberfelder S. 143 bzw. 145» (statt S. 146); S. 24, Zeile 23: lies «Simonett, Gräberfelder Taf. 10, 6, 1» (statt Tf. 10, 5, 1); S. 29, zu Camulodunum: lies «Perioden ... III, 43–49 n. Chr.» (statt 43–61); S. 30, Opake Gläser, zu Camulodunum: Die genannten 2 hellblauen Scherben gehören zum selben Gefäß. Vorhanden sind sieben, nicht fünf Scherben von sieben verschiedenen frei geblasenen Gefäßen.

Athen

Victorine von Gonzenbach

A. L. F. Rivet, Town and Country in Roman Britain.

Hutchinson, London 1958. 195 S., 9 Textabb. 1 Taf.

Das kleine Buch, geschrieben, wie der Autor einleitend bemerkt, für archäologisch interessierte Amateure, gibt auf knappem Raum eine Zusammenstellung des zivilen Lebens der römischen Provinz Britannien.

Zunächst wird der Leser eingeführt in die Arten der Forschungsmittel und erfährt dann einige über das keltische Substrat. Der römischen Verwaltung ist das 3. Kapitel gewidmet, dem zwei weitere über die Städte und die Kolonialisierung der Landschaft folgen. Abschließend werden wir in die neuesten Erkenntnisse der politischen Geographie unterrichtet.

Im Rahmen von kaum 200 Seiten hat Rivet hier ein brillantes kleines Handbuch geschaffen, das nicht nur eine wertvolle Zusammenstellung der verschiedenen Stationen und Forschungsergebnisse bildet, sondern auch interessante und neue Aspekte auf die Entwicklung Britanniens unter der römischen Herrschaft wirft.

Einige gute Pläne und 2 Karten sowie eine reiche und gut gewählte Bibliographie bereichern das Buch und machen es zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden, der sich mit römischer Provinzialarchäologie befaßt.

Hermenches s. Moudon

Madeleine Sitterding

Hertha Ladenbauer-Orel, Linz-Zizlau: Das bayerische Gräberfeld an der Traunmündung.

Hrg. vom Kulturamt der Stadt Linz, Verlag Anton Schroll, Wien/München 1960. 95 S., 91 Tafeln, Kunstdruckbilder und Karten.

Im Zwickel zwischen Traun und Donau, wenige Kilometer von Linz entfernt, liegt das östlichste von 22 bayerischen Gräberfeldern aus dem 7. Jahrhundert, dessen reiche Objekte mannigfache Einflüsse erkennen lassen. Es handelt sich um die Toten eines alten Umschlagplatzes, der im Fernhandel eine Rolle spielte und dessen Tradition sowohl in die Ur- wie auch in die Neuzeit zu verfolgen ist. Unter schwierigen Umständen im letzten Krieg ausgegraben, gelang es nun der Staatskonservatorin Hertha Ladenbauer, diese Fundstelle in einer Publikation nach modernen Grundsätzen bekanntzumachen.

Unter den 150 Gräbern befanden sich mehrere Christen, kenntlich an den Kreuzen, zu denen nach heidnischem Brauch noch Waffen gelegt wurden. Im Kindergrab 139 fand sich gar eine Bronzescheibe mit 2 verschlungenen Männergestalten, eine sehr frühe Darstellung eines Christen zeigend, in dessen Nähe aber noch ein heidnisches Zeichen angebracht wurde. Dank byzantinischen Silbermünzen, zum Teil ebenfalls mit Kreuzen, lassen sich manche Bestattungen um 630 fixieren. Um 700 hat dann der christliche Glauben die Beigabenfreudigkeit immer mehr eingeengt, doch gab es bei der Bekehrung der Bayern mehrere Rückfälle, beides Erscheinungen, die wir auch aus unsren Landen kennen.

Im Kulturgut der Gräber sind stark östliche Einflüsse festzustellen, z. B. slawische Keramikreste. Interessant sind auch

die kulturellen Beziehungen zwischen Bayern und Langobarden, waren doch sowohl der erste bezeugte Agilolfinger Gari-bald (555) wie auch der letzte Tassilo III. mit einer Langobardin vermählt. So wundern Goldblattkreuze und andere typische Formen in den Gräbern keineswegs. Einzelne alamanische, thüringische und fränkische Einschläge zeugen für die Gemeinsamkeit mit dem großen austrasischen Formenkreis.

Zum Gräberfeld von Linz-Zizlau gehörte eine Siedlung im Zwickel zwischen Donau und Traun. Übrigens war ein benachbartes Gräberfeld in Linz-St. Peter von der jüngeren Steinzeit an durch Bronze- und Eisenzeit bis zu den Bayern belegt. Grund für diese Kontinuität ist der Salzhandel, der für diese Gegend lebenswichtig war.

Wir erinnern an die 2000 Gräber in Hallstatt selber, die zum Teil fleißige Bergleute bargen. Der ganzen Traun entlang sind Siedlungsstellen nachzuweisen. Die Kelten haben dann mit viel Geschick das Salz aus dem Dürnberg bei Hallein im Salzburgischen abgebaut und weithin verhandelt. Auch die Römer haben in Hallstatt Salz abgebaut, und diese Fracht hat den uralten Weg auf der Traun nach Norden zur Donau genommen. Um nach Lorch bei Enns zu gelangen, wo sie ihr großes Militärlager hatten, mußten sie von der Traunmündung an – also von unserm Platze an – einen der vielen Donauarme benützen. (Nebenbei bemerkt, bildete für die Römer die Donau die Nordgrenze ihres Reiches.) Die Ausgräber fanden in den bayerischen Gräbern von Zizlau römische Scherben von Siedlungskeramik. Daneben aber lagen eine Fülle von byzantinischen, langobardischen, awarischen und slawischen Gegenständen und sogar eine Cypraea aus dem indischen Ozean an diesem aufschlußreichen Punkte.

Hallein, also Salzburger Salz, hat seit den Keltenzeiten gesichertes Absatzgebiet. Vom 13. Jahrhundert an besitzt Linz das Niederlagerecht für dieses Salz. Wie lange dieser Handel weiterdauerte, geht daraus hervor, daß erst wenige Jahre vor dem ersten Weltkrieg die Salzschißfahrt an der Traunmündung ganz eingestellt wurde, nachdem sie auf eine jahrtausendealte Geschichte zurückblicken konnte. Der Raum von Linz enthielt 2 Stellen für die Kreuzung der Ost-West ziehenden Wasserstraße der Donau mit dem Nord-Süd-Verkehr. Einmal an der Donaufurt, wo dann die Linzer Altstadt entstand, und dann an der uns nun wohlbekannten Traunmündung. Deshalb die Siedlungskontinuität und die Gräber aus fast allen Epochen, unter denen das bayerische Gräberfeld die schönsten Funde aufwies.

Als großen Vorzug dieser Materialpublikation, die jeden Fachmann zufriedenstellen muß, möchten wir die kulturge-schichtlichen Ausführungen nennen, welche den Bogen von der Urzeit bis in die Neuzeit schlagen. So eingebaut, erscheint jede Fundstelle sinnvoll und beziehungsreich, und auch für den Laien ergeben sich überraschende Beziehungen zu seinem eigenen Interessenkreis.

Zürich

Verena Bodmer-Gessner

D. HILFSWISSENSCHAFTEN SCIENCES AUXILIAIRES SCIENZE AUSILIARIE

Völkerkunde – Zwölf Vorträge zur Einführung in ihre Probleme.
Hrg. von Burghard Freudenfeld. Verlag C. H. Beck, München 1960. 157 S.

Das schmucke Bändchen beruht auf zwölf Radiovorträgen des Bayerischen Rundfunks. Acht Autoren haben sich in die Auf-

gabe geteilt, eine allgemeine Einführung in die heutige Völkerkunde zu geben. Sie gehören fast alle dem gedanklich fruchtbaren und ungemein anregenden Frobenius-Institut der Universität Frankfurt a. M. an; dadurch ist eine Geschlossenheit, anderseits auch eine gewisse Einseitigkeit erzielt worden. Immerhin dürfte der Zweck, die Einführung einer breiteren Öffentlichkeit in die Völkerkunde, weitgehend erreicht worden sein.

Die meisten Referate sind sachlich gut fundiert, wobei selbstverständlich noch manche Fragen bestehen bleiben: z. B. werden im zweiten Kapitel gewissen Verhaltensformen der Menschen zu den Tieren einer spezifischen Jägerschicht zugeschrieben, wobei man auch argumentieren könnte, daß manche dieser Formen ganz einfach allgemein-menschlich und viel weiter verbreitet seien als die Jägervölker. Das schwierige Problem, auf elf kurzen Seiten eine naturvölkische Soziologie aufzurütteln, ist nicht gemeistert worden, und das Resultat bleibt durchaus ungenügend. Auch im aktuellen Kapitel «Auseinandersetzung der Naturvölker mit dem Abendland» offenbart sich eine spröde, unbeteiligte Ethnologie, wie sie leider viel zu lange auch im deutschen Sprachgebiet herrschte, anstatt sich durch die Lösung von angewandten Aufgaben große Verdienste und öffentliche Anerkennung zu erwerben.

Das Verhältnis der Völkerkunde zur Vorgeschichte wird vom Vorgeschichtler G. Smolla als «Partnerschaft» gekennzeichnet. Überzeugend legt Smolla dar, wie die beiden Wissenschaftszweige einander kritisch beistehen können; er zeigt aber auch die Gräben auf, die zwischen den Disziplinen bestehen und die vorab durch das andersartige zur Verfügung stehende Tatsachenmaterial bedingt sind. So kann die Ethnologie zur Frage des Paläolithikums kaum etwas beitragen, weil die Völker, die in ihr Beobachtungsfeld fallen, eben doch grundsätzlich alle «rezent» sind.

Auf der anderen Seite ist der Anschluß der Völkerkunde an die «prähistorischen» Kulturen noch immer ein schwieriges Problem für die historische Völkerkunde.

Basel/Saarbrücken

Paul Hinderling

Bulletin der Schweizerischen Gesellschaft für Anthropologie und Ethnologie.

Büchler, Wabern-Bern.

Jg. 36, 1959/60 (1960). 75 S., zahlreiche Abb. Fr. 11.—. Aus dem Inhalt: Paul Hinderling: Schnüre und Seile, Methode zur technischen Bestimmung von Fäden für den völkerkundlichen Gebrauch (21–33, 4 Tabellen). – Eric Hug: Das fragliche Skelett des Ulrich von Hutten, Anthropologische Begutachtung des Grabfundes auf der Ufena (34–46, 4 Taf.). – Roland Bay: Die menschlichen Skelettreste von St. Romai bei Lauwil im Kanton Basel-Land (47–75, 30 Abb., 11 Tabellen).

Jg. 37, 1960/61 (1961). 147 S., zahlreiche Abb. Fr. 18.50. Aus dem Inhalt: Marc-R. Sauter et Françoise Lieberherr: L'atlas et l'axis de races de petite taille, Pygmées et l'Ituri et Néolithiques suisses (69–107, 4 Abb., 4 Taf.).

A.

Edith Ebers, *Vom großen Eiszeitalter.*

Sammlung Verständliche Wissenschaft Bd. 66. Springer-Verlag, Berlin 1957. V, 138 S., 77 Abb., DM 7.80.

Dr. Edith Ebers setzt sich die Aufgabe, aus der riesigen Literatur «einerseits das für unser heutiges Wissen vom Eiszeitalter Wesentliche hervorzuheben, andererseits an besonderen Abschnitten das Einzelne lebendig zu beleuchten». Es ist tatsächlich keine Stubengelehrsamkeit, die die Autorin bietet:

fast überall spricht sie aus eigener Ansicht. Von den 77 Abbildungen sind viele Eigenaufnahmen von geologisch interessanten Aufschlüssen aus Europa und Nordamerika. Auch die forschungsgeschichtlichen Hinweise werden als willkommene Beigabe empfunden. Mit Absicht werden Erd- und Menschheitsgeschichte in Beziehung gebracht: die Entstehung und Verbreitung des Löss als Siedlungsgrundlage der nördlichen Erdhälfte wird klar und knapp dargestellt. Das Kapitel der Menschwerdung wird mit aller Vorsicht und ausführlich belegt dargeboten. «Die moderne Wissenschaft ist zum Verzicht auf die Auffassung gekommen, daß der Mensch 'vom Affen abstamme'. Dann wird zusammenfassend dargestellt, in welcher Richtung heute der Ursprung des beiden Wesen Gemeinsamen gesucht werden kann. Dem Kapitel «Die erste Entfaltung des Menschengeschlechtes» widmet E. Ebers besondere Sorgfalt. Der Urgeschichtsfreund, der sich rasch eine Übersicht über den Stand der Forschung bis 1957 verschaffen will, wird gerne zu dieser Zusammenfassung greifen. Wohltuend ist die Feststellung, daß die materialistische Geschichtsbetrachtung (in der ein Großteil unserer Urgeschichtshypothesen wurzelt!), heute nicht mehr ausreicht, sondern daß zum Verständnis der Höhlenmalereien (z. B. Lascaux) die Annahme eines «vorrationalen Denkens» nötig ist (S. 118). Im vorletzten Kapitel, «Methoden zur Erforschung der Chronologie: Bändertone (Warwen), Pollenanalyse, Radiokarbonuntersuchungen», hätte man gerne die relativ starke Begrenzung der Resultate der C¹⁴-Methode als chronologisches Instrument deutlicher umrissen gesehen. Mit einem Schmunzeln wird der der Schweizer Geographie Kundige Seite 99 von den Höhlenbärenfunden «in der Wildkirchlihöhle hoch über dem Vierwaldstättersee» Kenntnis nehmen! Ob Vitznau am Vierwaldstättersee liegt die Höhlenbärenfundstelle Steigefadbal (Grabung Amrein 1912–37) und, an die 75 km ungefähr nordöstlich davon, die sehr bekannte Wildkirchlihöhle ob Schwendi im Kanton Appenzell (Grabungen Bächler 1904 bis 1908, Schmid 1958/59). Das Büchlein schließt mit dem spannenden Kapitel nach der Frage der Ursachen der großen Vereisungen und einem kleinen Literaturhinweis.

Alles in allem: es ist für den Urgeschichtsfreund ein recht sympathisches und nützliches Büchlein, mit 138 Seiten straff auf das Wesentliche beschränkt, auf dem Stand der heutigen Erkenntnis, anschaulich und bei aller Wissenschaftlichkeit fein durchwoven von der immer wieder neuen Frage nach den Geheimnissen des Menschseins.

Liestal

Theodor Strübin

Hans Schmidt und Herbert Dickmann, *Bronze- und Eisenguß, Bilder aus dem Werden der Gießtechnik.*

Gießerei-Verlag GmbH, Düsseldorf 1958. 122 S., 177 Tafelabb.

Im Jahre 1956 fand anlässlich der Internationalen Gießereifachmesse eine Historische Sonderschau innerhalb dieser Veranstaltung statt. Das vorliegende Buch ist nun ein Bericht über diese technisch-geschichtliche Ausstellung. Es ist vorweg zu nehmen, daß der Hauptakzent dieser Publikation auf dem Bilderteil liegt. Das ist gut so. Auf diese Weise lebt gewissermaßen die Ausstellung weiter, denn es ist keine kleine Sache, eine derartige thematische Übersicht überhaupt zusammenzubringen. Zeitlich erstrecken sich die gezeigten Objekte von der Bronzezeit bis in die Gegenwart. Anders beim Teil über den Eisenguß. Dieser begann sehr viel später und ist als Kunstprodukt seit Jahrzehnten verpönt. Die Auswahl der Bilder stellt einen interessanten Querschnitt durch die Gießtechnik dar. Der Text richtet sich in erster Linie an geschichtlich inter-

essierte Fachleute, darüber hinaus aber auch an Leser, die von der geschichtlichen oder archäologischen Seite her sich mit Gießtechnik befassen. Wohl wünschte man sich die Ausführungen an manchen Stellen etwas ausführlicher, aber sie sind doch so, daß ein gesamter Überblick geboten wird. Wertvoll sind die vielen Literaturhinweise. Im übrigen ist dieses Buch wieder ein Beleg mehr, wie doch die beiden Gebiete Geschichte und Technik sich allmählich von beiden Seiten her annähern. Insbesondere wird der archäologisch Interessierte manchen technischen Hinweis daraus entnehmen können; ihm ist ja die rein technische Beurteilung antiker Fundstücke nicht so geläufig. Noch ein Wort über den Eisenguß. Als Erzeugnisse dieses Gewerbes sind die Ofenplatten nicht nur bekannt, sondern viel gesucht. Der Eisenguß war nicht nur auf diese beschränkt, vielmehr lieferte er eine erstaunliche Fülle von Gerätschaften aller Art bis zum kleinen und großen Kunstwerk. Sobald man diese nicht nur vom rein Formalen her zu beurteilen sucht, sondern die subtile Technik in die Betrachtung miteinbezieht, so entsteht zwangsläufig auch eine wesentlich andere Bewertung. Dieser Teil des Buches darf ruhig als Ehrenrettung des Eisengusses betrachtet werden.

Basel

A. Mutz

Wolfgang La Baume, Frühgeschichte der europäischen Kulturpflanzen.
Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I; Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens Bd. 16. Wilhelm Schmitz, Gießen 1961, 56 S., 2 Tabellen, 4 Tafeln. DM 10,80.

La Baume behandelt zu Beginn die frühgeschichtlichen Probleme der Kulturpflanzenforschung in der Alten Welt sowie die Quellen und Methoden der Kulturpflanzenforschung. Als besonders wichtig erscheinen dem Autor die folgenden Fragen: welche Wildpflanzen wurden zuerst angebaut, woher stammen sie und wie alt ist ihr frühestes Auftreten als Kulturgewächse. Die Lösung dieser schwierigen Probleme kann, wie der Autor richtig darlegt, nur durch eine intensive Zusammenarbeit von Urgeschichte, Völkerkunde, Sprach- und Naturwissenschaft erfolgen. Unter den naturwissenschaftlichen Methoden vermißt man allerdings die wichtigen Ergebnisse der Pollenanalyse zu diesen Problemen.

In einem weiteren Kapitel über die Anfänge des Anbaus von Kulturpflanzen in der Alten Welt bringt La Baume eine kritische Betrachtung aller Angaben über paläolithischen und

mesolithischen Getreidebau, die alle einer sachlichen Überprüfung nicht standhalten. Wie schon vielfach von den Pollenanalytikern nachgewiesen, verlegt er demnach den ältesten Ackerbau in das Neolithikum.

Als Ergänzung zum Abschnitt über die Herkunft und Verbreitung der altweltlichen Kulturpflanzen findet sich am Schluß des kleinen Bandes je eine Übersichtstabelle für die Getreidearten und für die übrigen Kulturpflanzen. Die Darstellung fußt vor allem auf den Angaben von E. Schiemann, W. Rytz und Fr. Schwanitz. Besonders für die Getreidearten sind das heutige Areal der Kulturformen, ihre Mannigfaltigkeitszentren sowie das urgeschichtliche Areal des Anbaus in übersichtlicher Weise einander gegenübergestellt. Ferner werden diese auch mit den Arealen und Mannigfaltigkeitszentren der entsprechenden Wildgräser und Wildrassen verglichen.

Im letzten Teil über die europäischen Kulturpflanzen im Rahmen der urgeschichtlichen Wirtschaft versucht La Baume die Frage zu klären, wie die Entstehung der Kulturpflanzen vor sich gegangen sein könnte. Er empfiehlt vor allem, auch ethnologische Beobachtungen heranzuziehen, die geeignet sind, die aus den archäologischen und botanischen Feststellungen gezogenen Schlüsse zu bestätigen und zu ergänzen. Hinsichtlich der europäischen Kulturpflanzen scheinen dem Autor vor der eigentlichen Anbaukultur mindestens zwei Stufen von Bedeutung: zunächst die Wirtschaftsform der Sammler, die als unstete Nomaden oft oder gar täglich in ihrem Schweifgebiet umhergewandert sind und deren Sammelergebnis meist nur für einen oder wenige Tage ausgereicht haben mag. Demgegenüber haben die sogenannten «Erntevölker» nur ein- oder zweimal im Jahr wildwachsende Pflanzen eingesammelt, die an bestimmten Orten in genügender Menge vorhanden waren und bis zur nächsten Ernte die Hauptnahrung bildeten. Mit Schlette hält es La Baume für weitgehend gesichert, daß im Mesolithikum (in Vorderasien schon im 7. und 6. Jahrtausend v. Chr.) dieses planmäßige Ernten verbreitet war, und es wird der naheliegende Schluß erwogen, daß die Kultur der Erntevölker als Zwischenglied betrachtet werden kann, das von den primitiven Jägern und Sammlern zu den höherstehenden Pflanzenbauern überleitet. Der Band bringt eine auf Literaturstudien begründete, knappe und leicht verständliche Einführung in die vielseitigen Probleme der Kulturpflanzen, soweit sie die Urgeschichtsforschung betreffen, jedoch keine selbständigen Untersuchungen.

Basel

Heinrich Zoller